Wolfgang Menzel's

deutsche Literatur.

II.

Wolfgang Menzel's

deutsche Literatur.

II.

Wolfgang Menzel's

deutsche Literatur.

II.

Die

deutsche Literatur

von

Wolfgang Menzel.

Zweite vermehrte Auflage.

Zweiter Theil.

Mit Königl. Würtemb. Privilegium.

Stuttgart 1836.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Pädagogik.

Unser gegenwärtiges Erziehungswesen hat dreierlei Principe in sich, das Princip der Gewohnheit, das Princip der politischen Zweckmäßigkeit und das Princip des philosophischen Optimismus. Demnach sind auch seine Organe dreifach. Die alte Gewohnheit herrscht im Hause, in der Familie. Einem politischen, ehemals mehr kirchlichen Zwecke dienen die öffentlichen Schulen und Universitäten. Der Optimismus endlich hat sich Privat-Erziehungsanstalten erschaffen.

Jetzt macht Eines neben dem Andern sich geltend. Wie denn in unsrer Zeit alles chaotisch beisammen ist, wie hier alle religiösen Confessionen, alle philosophischen und politischen Meinungen, alle Geschmacksansichten im großen Lebermeer zusammenschwimmen, das die Alten prophetisch in unserm Norden voraus-

sahen, so gähren auch in der Erziehung alle Elemente durcheinander. Der historische Gang war aber folgender. Anfangs lag die Erziehung ganz in der Hand der Familien, dann kam sie an die Kirche, später wurden alle Klosterschulen Staatsanstalten, und endlich sind wieder diesen conservativen Instituten, Privatschulen im reformistischen Sinne der neuen Zeit entgegengestellt worden.

Das Familienleben war uns Deutschen immer heilig. Von hier ging zu allen Zeiten der bessere Geist aus, der wieder gut machte, was durch größere gesellschaftliche, kirchliche, politische Institute oder Nachahmung der Ausländer verdorben worden war. Schon in grauer Vorzeit war das Familienleben der Hort germanischer Freiheit, gegenüber den zügellosen Gefolgen und der daraus hervorgehenden Dienstbarkeit. Sogar dem allmächtig gewordnen Papstthum gegenüber hat der Einfluß deutscher Häuslichkeit in Erziehung, Sitten und Neigungen sich erhalten. Nahm die katholische Kirche auch einen Theil der Bevölkerung, als ihre Diener ausschließlich in Anspruch, so ließ sie doch die übrigen gewähren. Erst nach der Reformation und durch die Reformation entstand jene Schulgelehrsamkeit, die sich auch über die Laien erstreckte, und die gesammte Jugend in ihr Kerker sperrte. Erst von dieser Zeit an, trat die Familie und mit ihr überhaupt die Erziehung des ganzen

Menschen in den Hintergrund und dagegen die Schule und mit ihr der bloße Unterricht, die einseitige Abrichtung des Geistes, wobei Herz und Körper vernachläßigt blieben, in den Vordergrund.

Alsbald entwickelte sich die ganze Consequenz dieser unnatürlichen Einseitigkeit, gegen welche zwar jetzt schon eine mächtige Reaktion eingetreten ist, die aber uns Lebenden allen noch ihre Martern hat fühlen lassen und sie vielleicht noch unsern Kindern und Kindeskindern nicht ersparen wird.

Im Gegensatz gegen die Scholastiker, die unwissend, geschmacklos und schamlos das einfache Christenthum ungefähr eben so verdrehten und in Zusätzen erstickten, wie die Juristen das Recht, hatten sich nicht lange vor der Reformation alle schönen und starken Geister dem Humanismus d. h. den humanen, allgemein menschlichen (nicht blos kirchlichen) Studien und hauptsächlich dem Studium der griechischen Sprache ergeben, in der doppelten Absicht, theils durch sprachliche Untersuchung des griechischen Evangelientextes die Einfachheit der christlichen Lehre wieder herzustellen und vom Wust der Scholastiker zu säubern, theils aus der altgriechischen Literatur die verlorne Kunde des hochgebildeten Alterthums und eine unzählige Menge nützlicher Kenntnisse zu schöpfen. Das war sehr preiswürdig.

Nun siegte aber die von den Humanisten ausge-

gangene Reformation. Die Humanisten waren nicht mehr die Opponenten gegen die Kirche, sie herrschten jetzt in der Kirche. Sie nahmen daher etwas Pfäffisches an.

Die protestantischen Schulen bekamen einen unverkennbar theologischen Anstrich. Auf den Universitäten duldete die theologische Fakultät nur die juridische und medicinische neben sich und die letztern theologisirten zur Gesellschaft nicht wenig; die philosophische Fakultät emancipirte sich erst seit Thomasius im achtzehnten Jahrhundert. Noch weit einflußreicher war aber die Theologie auf den niedern Schulen, und die Dorfschulmeister prügelten der lieben Jugend ausschließlich den lutherischen oder heidelberger Katechismus ein.

Der Einfluß der Theologie beurkundet sich aber hauptsächlich in der officiellen Achtserklärung, die den menschlichen Körper von Seite der Schule und der Kirche traf. Man hielt den Leib für das Rüsthaus des Teufels, für eine Sammlung aller Gebrechen und Laster, man nannte ihn mit Vorliebe nur den Madensack oder das übertünchte Grab, und stellte ihn in unzähligen Predigten, Moralschriften und bildlichen Allegorien, (die überhaupt im siebenzehnten Jahrhundert sehr Mode waren) unter dem charakteristischen Bilde eines Esels dar, der mit der himmlischen Sapientia kämpft, und bald

breit an des Herrn üppiger Tafel sitzt, während die arme Sapientia hungrig an der Thüre steht, bald unter entsetzlichen Prügeln vom Tische vertrieben, dieser Dame weichen muß. Das war die allgemeine Vorstellung, die man vom Körper hatte, und sie hing sehr genau mit den Sitten der Zeit zusammen. Seit Erfindung des Pulvers war die ritterliche Körperkraft entbehrlich geworden; die Herrn, vormals in Turnieren sich tummelnd, legten sich jetzt auf alle faule Laster. Die Fürsten gingen mit ihrem schlechten Beispiel voran, und zwar vorzugsweise die protestantischen, denn da sie seit der Reformation vom Papst gänzlich und vom Kaiser beinahe unabhängig geworden waren, erkannten sie keinen Sittenrichter mehr über sich und überließen sich thierischen Begierden; sie soffen so entsetzlich, daß sie auf offnem Reichstag beschließen mußten, sich in dieser Beziehung etwas zu mäßigen, um der Welt kein zu großes Aergerniß zu geben. Sie erbauten Lusthäuser und bevölkerten sie mit Maitressen. Der alte kräftige Landadel wurde in ihrem Dienst ein weichlicher Hofadel. Auch die Bürger legten die Waffen ab und wurden Philister mit runden wohlgenährten Bäuchen. Die geknechteten Bauern kannten schon lange nichts mehr, als ihren Eulenspiegel. So kam es, daß man beim menschlichen Leibe an nichts mehr dachte, als an Fressen und Saufen. Unfläthereien in Worten und Werken war

allgemeine Tagesordnung, wie die ganze Literatur zweihundert Jahre abwärts von Luther bewies. Die Theologen hatten nun freies Spiel, den Körper für dessen Tugenden man keinen Sinn mehr hatte, wegen seiner Laster herabzuwürdigen. Hatten schon in der frühern weit kraftvollern Zeit die altdeutschen Maler, die bekannten nazarenischen Magerkeiten ~~bleibt~~ und das Fleischliche so viel als möglich verhäßlicht oder verschwinden gemacht, um das Geistige allein hervorleuchten zu lassen; so mußte in der spätern schon verdorbnen Zeit der wirklich durch Ueppigkeit und Laster herabgewürdigte Körper noch viel mehr von der ihm gebührenden Bedeutung verlieren und der Verdammung der Zeloten Preis gegeben seyn.

Die Folge davon war, daß die Schule nicht die mindeste Rücksicht auf die ~~kirchliche~~ Erziehung und Bildung nahm, vielmehr ausdrücklich darauf hinarbeitete, den Körper schon in der Jugend durch Stillsitzen und Hocken über den Büchern abzuschwächen, damit er nicht muthwillig werde. Sapientia sollte allein regieren, man schlug also unbarmherzig auf den Esel los und ließ ihn in einem finstern Winkel halb verhungern. An eine gleiche Berechtigung des Körpers und des Geistes, an eine harmonische Bildung beider dachte damals niemand. Der Körper war der verachtete Paria, der Geist dagegen der allein heilige Bra-

mine, und eine Gemeinschaft zwischen beiden würde für unglaublich gehalten worden seyn.

Das theologische Element herrschte also auf den protestantischen Schulen und Universitäten vor. So wie aber die Stürme der Reformation sich legten, so wie die weltlich gesinnten Höfe, der seinem Erwerb nachgehende Bürger, der wieder friedlich ackernde Landmann, wie überhaupt die Laien ihren Fanatismus abgelegt hatten und sich für die kirchlichen Zänkereien nicht mehr interessiren wollten, drehten die protestantischen Theologen ein wenig die Fahne nach dem veränderten Winde. Wie der Staat der Kirche, so gewann die Jurisprudenz der Theologie den Rang ab, und in die theologische Fakultät selbst kam ein Bestreben zu politisiren und zu judiciren. Sie stritt nicht mehr so häufig über die reinen kirchlichen Dogmen, aber desto eifriger über die Frage, welche der christlichen Confessionen das beßre Werkzeug, die zuverläßigere Magd der weltlichen Monarchie sey. Sodann mischte sie sich auch in die bürgerliche Gerichtsbarkeit durch Unterstützung des Hexenwesens und durch Anschürung der Hexenfeuer, die erst jetzt ungeheuer überhand nahmen.

Inzwischen war es der Kirche und Schule nicht beschieden, auf diesem politisch-juridischen Abwege ins Verderben zu stürzen, obgleich sie schon weit gekommen waren. Sie hatten die erste Probe des

Servilismus, der Denunciationen, des polizeilichen Diensteifers, kurz der politischen Hundewuth überstanden. An den meisten damaligen Universitätsprofessoren und Schulinspektoren hätte es nicht gelegen, wenn alles Heilige und alles Wissen in einer neuen protestantischen Scholastik untergegangen wäre, die in einem barbarischen Latein wie die ältere Scholastik, ein noch weit gottloseres Verfinsterungssystem predigte.

Von ihr sein Volk zu erretten, stand der noch immer nicht genug gekannte und geschätzte Thomasius auf, der größte Geist seiner Zeit, der ihre Gebrechen mit wunderbarer Klarheit durchschaute. Nur sein Sieg über den Aberglauben, und die durch ihn bewirkte Abschaffung der Hexenprozesse hat ihn berühmt gemacht. Das was er sonst noch wollte, ist zum großen Theil vergessen worden, weil er es in seinem gar zu erbärmlichen Zeitalter nicht durchsetzen konnte. Doch verdankte man ihm den Sieg der deutschen Sprache über die lateinische in der gelehrten Literatur, den Aufschwung der philosophischen Fakultät über die theologische, juridische und medicinische, und damit zugleich den Sieg der Denk- und Studienfreiheit über den bereits eingeschlichenen Servilismus, die unermeßliche Entfaltung aller noch im Keime schlummernden wissenschaftlichen Ideen, die erst jetzt üppig hervorbrechen konnten, nachdem die

alte dreifache Mauer der drei herrschenden Fakultäten von der philosophischen durchbrochen war. Thomasius wollte noch mehr, er wollte den Unterschied der Fakultäten überhaupt aufheben, er glaubte, daß es nur eine allgemeine menschliche Bildung geben dürfe; er wollte aus den verknöcherten Kirchen- und Staatssklaven wieder freie und natürliche Menschen gemacht wissen.

Da er es wagte, die damals unter den Protestanten vorherrschende Lehre, daß alles, was vom weltlichen Fürsten komme, unmittelbar von Gott komme, und daß eben deßhalb die Fürsten alle lutherisch werden sollten, mit gerechtem Zorne zu verwerfen, kam er in Gefahr des Lebens und der Freiheit. Vor dem Prälaten Pfaff in Tübingen war der größte Vertheidiger jener servilen Lehre der Oberhofprediger Masius in Coppenhagen. Gegen diesen schreibt Thomasius: „Ich bin der Meinung, daß es eine unanständige Sache sey, seine Religion hohen Potentaten wegen der zeitlichen Interessen zu rekommandiren. Ein anderes ist, wenn man der wahren Religion Schuld gibt, daß sie dem Interesse des gemeinen Wesens zuwider sey, ein anderes, wenn man behaupten will, daß sie den zeitlichen Nutzen großer Herren an und für sich selbst befördere. Jenes ist offenbar falsch, wannenhehro auch die Väter erster Kirche der christlichen Religion, soviel diesen Punkt betrifft, öfters

das Wort geredet. Aber daraus folget das Andre nicht. Die wahre Religion zielet nur auf das ewige Wohl. Dieses aber ist nicht nothwendig mit dem zeitlichen verknüpft, zu geschweigen, daß das zeitliche Interesse so ein wächsernes Wort ist, daß sich solches nach eines jeden seiner Meinung gar leichte drehen und formiren läßt." Aber das durfte man damals nicht sagen. Mit genauer Noth entfloh Thomasius aus Leipzig, wo man ihm Ketten bereitete und all das Seinige konfiscirte. Zu Coppenhagen wurde seine Schrift als majestätsverbrecherisch verbrannt, denn niemand sollte zweifeln dürfen, ob etwas, was vom König von Dänemark komme, auch von Gott komme. Und wodurch wurde Thomasius gerettet? Auch nur durch eines Fürsten Interesse. Der erste König von Preußen nämlich lebte in einer natürlichen Opposition gegen Oestreich und Sachsen, deren politischen Einfluß auf Deutschland er durch jedes Mittel zu neutralisiren suchte. Daher durfte Pufendorf über die Reichsverfassung spotten, darum wurde Thomasius nach Halle berufen, um der sächsischen Gelehrsamkeit, über welche damals noch nichts ging, eine neue preußische entgegenzustellen. Darum wurde sogar der Pietist Franke, des Thomasius treuer Freund, Mitkämpfer und Leidensgenosse, als neue preußische Celebrität den abgetackelten sächsischen Kirchenheiligen entgegengestellt.

Unter dem Schutze dieses preußischen Interesses aber gedieh das Gute, was Thomasius wollte, und wenn sich auch keineswegs von da sein freier Geist weiter ausbreitete, so doch die deutsche Sprache, die er in die Wissenschaften wieder einführte, und die Belebung aller in die philosophische Fakultät gehörigen freien Studien des Geistes, der Geschichte, der Natur. Als er zum erstenmal eine deutsche Vorlesung hielt, standen allen Professoren in Deutschland die Haare zu Berge und man schrie Zeter über ihn. Umsonst hatte Luther sein schönes körniges Deutsch geschrieben, alle Theologen, Juristen, alle Gelehrte, selbst die gekrönten Poeten schrieben wieder lateinisch und nur den leichtfertigen Versemachern der damals herrschenden schlesischen Poetenschule verzieh man ihr armseliges Deutsch. Daher legte es die Universität Leipzig 1685 als ein „erschreckliches, und so lange die Universität gestanden habe, noch nie erhörtes crimen" aus, daß Thomasius deutsch las. Die Studenten liefen aus der ersten Vorlesung davon, weil er ihnen zu freisinnig war. Die armen Tropfen hatten keinen Begriff mehr von Wahrheit und Natürlichkeit, geschweige von dem, was ehemals der deutsche Freimuth hieß. So wollte man die Studenten haben und so wären sie geblieben, wenn der edle Geist des Thomasius nicht dennoch allmählig auf die Erbärmlichen gewirkt hätte.

Vom Haß der Collegen verfolgt, von der Seelenlosigkeit der jungen Leute nicht unterstützt, konnte Thomasius in Leipzig nichts ausrichten, ausser durch ein über ganz Deutschland verbreitetes, zum erstenmal in deutscher Sprache geschriebenes Journal, worin er dem ganzen gelehrten Unsinn seines Zeitalters den Krieg erklärte. Er kleidete alles in ein Gespräch ein, das zwischen einem praktischen Kaufmann, einem diplomatisirenden Cavalier, einem gründlichen Gelehrten und einem orthodoxen Dummkopf, dem Repräsentanten aller damaligen Buchstabengelehrsamkeit geführt wurde. Schon diese Einkleidung zeigte, daß er die Gelehrsamkeit zur Natur und zum praktischen Leben zurückführen und die Scheidewand zwischen den lateinischen Gelehrten und dem übrigen deutschen Volke zertrümmern wollte. Später in Halle suchte er sich ebenfalls ein größeres Publikum, auch ausser seinem Auditorium durch populäre Schriften zu erhalten, z. B. durch seine Philippika gegen die Hexenprozesse, durch eine Vernunftlehre, durch eine vortreffliche Schrift über den Staat, welche die dummen Begriffe davon besser aufklären sollte, durch eine leider damals noch nichts fruchtende Schrift gegen die Tortur ꝛc.

Hatte er nun ein Princip allgemeiner menschlicher und deutscher Bildung im Gegensatz gegen die fakultätsmäßige und lateinische geltend gemacht, das

wenigstens später durchdrang, so darf auch nicht übersehen werden, daß er als Freund und Rathgeber des berühmten Franke in demselben Halle wahrscheinlich auf dessen pädagogische Ideen großen Einfluß gehabt hat, und daraus mag es sich auch erklären, warum Franke zum erstenmal die s. g. Realien (Unterrichtsgegenstände zum Gebrauch im wirklichen Leben, deutscher und neuer Sprache, Geschichte, Geographie, Naturgeschichte im Gegensatz gegen den nur die alten todten Sprachen pflegenden Humanismus) in seinem Halleschen Waisenhause einführte, ein Beispiel, das freilich damals noch nicht von Andern nachgeahmt wurde. Nur die Jesuiten pflegten neben ihrer Scholastik auch so viele gründliche Realien, besonders Mathematik und Mechanik, als ihren politischen Zwecken gemäß war.

Es dauerte noch ein halbes Jahrhundert, ehe des Thomasius Ideen Eingang fanden, und auch dieses geschah nicht ohne mühselige Uebergänge. Man legte sich zwar auf allerlei s. g. philosophisches Wissen, neben dem Brodstudium der drei Fakultäten, aber die gelehrte Pedanterei ging von dieser nur auf die philosophische Fakultät über. Die Scholastik vertauschte abermals nur ihren Gegenstand. Die Silbenstecherei, die sich sonst mit Dogmen abgegeben, wurde jetzt auf die alten Autoren, auf die Grammatik, auf die Historie, auf fürstliche Stammtafeln, auf etymologische

Untersuchungen, auf eine Menge neuer gelehrter Spielereien angewendet. Der allgemeine Charakter dieser gelehrten Periode, die bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts reicht, war Polyhistorei, Vielwisserei, Gelehrsamkeit en detail ohne Kritik und ohne Ueberblick.

Indem die Schulen mit dieser Gelehrsamkeit überschwemmt wurden, litten sie zugleich unter der persönlichen Pedanterei der Lehrer. Die Wissenschaft fügte sich nicht dem Zwecke der Schule, wurde nicht den Fähigkeiten und Bedürfnissen der Jugend angepaßt und durch Männer, die dafür Gefühl hatten, faßlich und bündig vorgetragen; man machte bei allen Anstellungen ausser dem kirchlich-politischen Servilismus nur eine stupende sich immer mehr steigernde Gelehrsamkeit zur Bedingung und vertraute die Jugend Männern an, die, wenn sie auch die Gelehrsamkeit nicht blos wie ein Handwerk und mit Affektation trieben, sondern wirklich große Forscher waren, doch gerade wegen ihrer gelehrten Beschäftigungen und der dem Denker eigenen Liebe zur Einsamkeit nur selten zu Jugendlehrern taugten. Diesen Mißgriff machen die Regierungen noch jetzt. Immer noch stellt man eine Menge Gelehrte an, die nichts als Selbstdenker und Forscher sind, die nur zu einsamen Studien taugen, deren Charakter und Gewohnheiten, Methode und Organ schlechterdings nicht für die Jugend paßt, die

sich aus ihren für die Jugend allzu tiefen oder hohen, allzu verwickelten und unpraktischen Studien nicht herauswickeln können, um nur das Wenige in der Schule mitzutheilen, was dem jugendlichen Alter anpaßt; denen die Schule eine Marter ist und die auch wieder nur der Spott oder die Qual der Schüler sind.

Da in dieser unnatürlichen Verbindung der Gelehrsamkeit und der Jugendschulen die erste zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zu überwiegen begann, so entfaltete sie sich auch in ihrer ganzen Consequenz, mit Beseitigung des pädagogischen Zweckes. Die Gelehrsamkeit als solche machte große Fortschritte und fing an, nachdem sie sich in der Polyhistorei erst über alle Gebiete des Wissens ausgebreitet hatte, sich durch Kritik von den menschlichen Irrthümern zu reinigen, vor denen sich bisher der bloße Sammlerfleiß nicht gehütet hatte. Nun hing sich aber die Kritik wieder zunächst nur an die Form, nicht an die Sache, nur an den Buchstaben, nicht an den Geist.

Die Philologie, als bloße Sprachwissenschaft, wurde das Ein und Alles der Schulen. Sie ist daher für den Unterricht zum Theil so verderblich geworden, wie die äussern Gebräuche für den Gottesdienst. Wie dort die wahre Andacht unter mechanischen Spielen untergegangen ist, so hier das wahre Denken, die ächte Bildung unter dem mechanischen

Auswendiglernen bloßer Formen. Ich verkenne nicht die Nothwendigkeit der Philologie, den großen Einfluß, den Sprachkenntniß auf das Denken übt; aber eine Gränze muß gezogen werden, jenseit welcher der Geist nicht mehr mit Formen, vielmehr mit Sachen genährt werden muß. Ist es aber nicht die Mehrzahl der Philologen, die bei der Erklärung der alten Classiker vorzugsweise nur auf die Grammatik sieht, und den Geist, die Schönheit, den historischen, philosophischen oder ästhetischen Inhalt jener Alten nur in elenden Noten nebenbei berührt? Man sehe ihre Ausgaben an. Haben jene hunderte und tausende, welche die griechischen Dichter edirt und mit Noten versehen, nur das zehnte Theil von dem erläutert, was der einzige Schlegel darüber ausgesprochen? Wiegen alle jene gelehrten Lasten die wenigen Bände eines Wieland, Lessing, Herder, Winkelmann auf? Und ist nicht noch jetzt so vieles Herrliche des Alterthums für das größere Publikum ungenießbar, so oft es auch die Philologen behandelt haben, weil noch zu wenig freie Denker und schöne Geister dafür sich interessirt haben? So unermeßlich das Feld der Philologie ist, so ist es doch verhältnißmäßig noch immer sehr unfruchtbar geblieben. Der Aufwand von Menschen und Anstalten für die Philologie, der andern Wissenschaften entzogen worden ist, hat keineswegs gewuchert, wie man erwarten sollte.

Die Philologie ist das Mittel für die Zwecke andrer Wissenschaften, aber das Mittel ist selbst zum Zwecke geworden. Man soll die alten Sprachen lernen, um den darin uns überlieferten Inhalt zu verstehen, aber die Philologen betrachten diesen Inhalt nur als ein nothwendiges Übel, ohne welches die Sprache nicht seyn kann, und behandeln die alten Classiker so, als ob sie Schönes und Großes nur gedacht hätten, um die Grammatik anzuwenden. Jeder alte Autor ist ihnen nur eine besondre Beispielsammlung für die Grammatik. Man soll die Alten lesen um darnach zu leben, aber die Philologen meinen, man solle nur leben, um die Alten zu lesen.

Man hat in der neuesten Zeit in der Philologie ein bewährtes Mittel gefunden, den politischen Verirrungen der Jugend zu begegnen. Man hat gefunden, daß nichts so sehr den Feuereifer niederschlägt, und zu blindem Gehorsam gewöhnt, als diese Philologie, die das beflügelte Genie an den Bücherschrank kettet, und den Scharfsinn in die Grammatik, die Neuerungssucht in Conjecturen ableitet. Alle Springfedern des Geistes erschlaffen unter der Last der Buchstaben. Der Jüngling muß immer sitzen und verlernt das Aufstehn. Alle Freiheit wird erstickt unter der Last der Autoritäten und Citate. Der Jüngling muß nur immer lesen und auswendig lernen, und

verlernt das Selbstdenken. Alle wahre Bildung wird gehemmt durch die einseitige Betreibung des blos formellen Sprachunterrichts. Der Jüngling muß nur immer Wörter und Formen lernen, und gelangt nicht zur Sache. Er wird in die Schule gestoßen und der philologischen Dressur Preis gegeben. Die meisten sehn diese Dressur als eine Qual, das Amt als die einzige Befreiung an, und studiren nur auf das Examen los, indem sie so viel philologische Kenntnisse sammeln, als in den Kopf gehen wollen, um Sachen aber sich so wenig als möglich bekümmern, weil man nur vorzugsweise jene von ihnen verlangt.

So wurde die allerspitzfindigste Grammatik die Hauptangelegenheit unsrer gelehrten Schulen. Als ob es in der Welt nichts wichtigeres gäbe, wetteiferte die Kritik der Schulpedanten in den unnützesten Sprachgrübeleien und nöthigte die gesammte Jugend, diesem Enthusiasmus für das absolut Nichtige zu dienen. Nicht nur alle Realien, die deutsche Sprache, Mathematik, Geschichte, Geographie, Naturkunde, nicht nur jede körperliche Uebung, sogar die Religion wurde vernachläßigt und alle Zeit und aller Fleiß ausschließlich den alten Sprachen zugewandt. Wissen nicht viele meiner Leser aus ihrer Jugendzeit sich zu erinnern, daß die Philologen, die Lehrer des Griechischen und Lateinischen auf den Gymnasien eine Tyrannei ausübten, fast alle Stunden an sich rissen

und alle übrigen Fächer untergeordneten, verachteten Lehrern nur pro forma zuschoben, damit die Fächer wenigstens noch in der Liste ständen? Wissen sie sich noch zu erinnern, daß den Schülern der frechste Unfleiß und Hohn gestattet war, wenn es jenen verpönten Lehrfächern galt, und daß nur Fehler gegen Buttmann, Thiersch, Grotefend als ein Sacrilegium angesehen wurden? Man verlangte von den Schülern nichts, als daß sie die Feinheiten des Atticismus und des ciceronianischen Styls, oder die Schwierigkeiten des Pindar und Plautus begriffen und dieselben nachahmten. Der Hauptzweck der Philologie war übereinstimmend auf beinah allen deutschen Gymnasien blos dahin gerichtet, Schüler zu bilden, die ein griechisches oder lateinisches Pensum so mit künstlichen Schwierigkeiten durchflochten und überfeinert lieferten, daß den Professoren vor Vergnügen das Wasser im Munde zusammen lief. Unter dem Vorwand, man müsse nicht viel, sondern gut lesen, hielt man sich nur an ein paar Classiker, von denen man in mehreren Jahren kaum ein einzelnes Werk grammatikalisch genau durchpeischte. Also hatten die jungen Leute trotz des ewigen Griechischen und Lateinischen und trotz der ewigen Classicität, nicht einmal den Vortheil, die Classiker wirklich kennen zu lernen. Daß noch jetzt dieser Unsinn geheiligt wird, hat der bairische Schulplan bewiesen, dessen erster, nachher modi-

ficirter Entwurf nichts andres bezweckte, als ganz Baiern griechisch zu machen, und zwar in einer Zeit, wo von der Wahl König Ottos I. noch nicht die Rede war. Dieser bairische Schulplan regte die ganze Wuth der herrschenden Philologen gegen die unterdrückten, aber widerstrebenden Realisten auf.

Mit Unrecht aber haben sich diese Stockphilologen Humanisten genannt. Der Humanismus war etwas ganz andres, war auf allgemeine menschliche Bildung gerichtet, die alte Sprache war ihm nur Mittel, nicht Zweck. Dieser neuen Grammatomanie aber ist die Sprache allein Zweck, und zwar die todte Sprache, und in der todten Sprache auch nur das Seltene, Sonderbare, Schwierige.

Ein solcher Pedant, dem man die Leitung eines großen berühmten Gymnasiums anvertraut hatte, jagte nur nach seltenen Conjunktiven und hatte deren bereits eine kostbare Sammlung. Wenn die Schüler den Plato, den Thucydides, den Tacitus aufgeschlagen hatten, so begann in der ganzen zahlreichen Classe ein allgemeines Treibjagen. Keine Rede war von Platos göttlichen Ideen, von des Thucydides und Tacitus tiefen politischen Lehren, nur Conjunktive wurden gejagt und wie seltne Käfer entomologisch geordnet.

Als eine Rückkehr von dieser grammatikalischen Verirrung zum reinen Humanismus ist die Real-

Philologie zu betrachten, die zwar auch nur die alten Sprachen treibt, aber doch nicht nur die Sprache, sondern deren Inhalt, die Sache sucht. Angeregt durch Winkelmanns Kunststudien und durch die Geschichtforscher bildeten diese Realphilologen zunächst die Archäologie, die historische und technische Kenntniß der antiken Denkmäler, Sitten, Kunst, Religion rc. aus, und da man bald entdeckte, daß im alten Heidenthum wie im neuen Christenthum zuletzt alles auf die Religion zurückbezogen werden müsse, so wurde das Studium der Mythologie und Symbolik vorherrschend, und war geraume Zeit neben der grammatikalischen Silbenstecherei im Alleinbesitz der Schulen; so ist es großentheils heute noch.

Je mehr die Erklärung der alten Mythen schon durch den Gegenstand selbst interessant war, um so verwickelter und schwülstiger wurde sie noch durch die den Gelehrten schon zur andern Natur gewordene Pedanterei und Minutiosität. Wo etwa keine Schwierigkeiten da waren, beeilte man sich, sie zu schaffen. Die Schule aber, die Jugend mußte an der ganzen monströsen Metamorphose des mythologischen Studiums Theil nehmen. Jede neue Hypothese wurde der Schule aufgedrängt; was Heyne in Göttingen, Creuzer in Heidelberg rc. Neues, nur für die Wissenschaft Interessantes vorbrachte, wurde durch ihre Jün-

ger sogleich als Sache der Schule, als für die Jugend gehörig, in hundert Gymnasien ausgebreitet.

Diese Verirrung halte ich für noch schädlicher als die grammatikalische. Nichts ist der Jugend unzuträglicher, als das Verworrne, Unklare. Auch taugt der Gegenstand für das Alter nicht, in welchem der Geschlechtstrieb erwacht. In die Mysterien der Alten eingeweiht zu werden, ist noch immer Zeit, wenn man älter ist und sich diesem Gegenstande besonders zu widmen Lust hat. Die gesammte Jugend in ihrer Entwicklungsperiode davon zu unterrichten, ist so abgeschmackt als schädlich. Die jungen Leute werden nie auf das reine Symbol, sondern nur auf das schmutzige Bild sehen, sie werden den Ernst ihrer Lehrer nie theilen, sondern über die sonderbaren Bilder der Heiden lachen und ihre Phantasie daran verderben. Wozu das alles? Nur die deutsche Schulpedanterei des achtzehnten Jahrhunderts konnte diesen Mißbrauch erzeugen, und nur die dumme Loyalität des neunzehnten kann sie festhalten, denn die Mythologie ist vornehm geworden.

Die Reaktion des gesunden Menschenverstandes gegen die Schulpedanterei hatte zwar schon mit Thomasius und Franke in Deutschland begonnen, war aber nicht durchgedrungen, vielmehr fiel die Blüthenperiode des Schulunsinns erst in die spätere Zeit. Wäre nicht die vornehme Welt damals von der

Gallomanie besessen gewesen, hätten nicht alle unsre Chur- und andre Fürsten sich ihre kleinen Versailles gebaut, hätte der deutsche Adel nicht seine Schule regelmäßig in Paris gemacht, wäre Deutschland nicht mit der französischen Literatur überschwemmt worden, und wäre in Frankreich nicht Rousseau aufgestanden, um die neue Religion und Politik der Natur zu lehren, wäre diese neue Mode nicht wie jede andere aus Frankreich nach Deutschland herüber gewandert, so wären wir trotz Thomasius und Franke sicherlich wieder in der lateinischen Barbarei der Schulen untergegangen. Aber Rousseau wurde der Modeschriftsteller in Frankreich, folglich auch in Deutschland. Rousseau redete der natürlichen Liebe im Gegensatz gegen die kirchliche und bürgerliche Ehe das Wort, begünstigte dadurch indirekt die Unzucht des französischen Hofes und Adels, folglich auch die der Deutschen, und konnte unter diesem Deckmantel des Lasters auch mit einiger Sicherheit Tugend predigen. Um der Unzucht willen verzieh man ihm, was Edles an ihm war, in Frankreich, folglich auch in Deutschland.

Dieser Rousseau nun hatte verlangt, die Menschheit solle sich alles ihr nach und nach aufgebürdeten Plunders von Kirche, Staat, Sitte, Kunst, Tracht ꝛc. entkleiden und fürdersamst wieder nackend gehen, um ganz von vorn erst wieder nach seiner Anleitung erzogen zu werden. Dieses Verlangen, so toll es ist,

war natürlich. Rousseau appellirte von der verdorbenen menschlichen Natur an die unverdorbene, also an die Jugend, und hatte zunächst nichts andres zu thun, als diese Natur von dem Wust der Unnatur, Barbarei oder Hyperkultur zu reinigen, den Menschen aus allen seinen historischen, nationellen und gesellschaftlichen Angewöhnungen herauszureißen, ihn aus seinen Allongeperücken und Reifröcken gleichsam herauszuschälen und wieder nackend ins Paradies zurückzuführen. Damit fängt eine durchgreifende Reform allemal an. Man muß erst das Alte niederreißen, ehe man Neues baut, und man muß bis zum Anfang des Uebels zurückgehn, um es mit der Wurzel auszurotten. Man kann heutzutage über manche barocke Meinung Rousseaus lächeln, und seine wieder auf allen Vieren kriechende Menschheit verspotten, muß aber gestehen, daß er zu seiner Zeit, von seinem Standpunkt aus als Reformator gegenüber unzählbaren Mißbräuchen und Verderbnissen, in dem bis aufs Mark durch den Despotismus vergifteten Frankreich, naturnothwendig auf das entgegengesetzte Extrem gerathen mußte. Rousseau gab uns also einen wiedergebornen Urmenschen, nackend, kriechend auf allen Vieren, gänzlich unbestimmt durch sich selbst, aber empfänglich für alle Belehrung und Bildung. Ihm diese letztere nun angedeihen zu lassen, das machten sich die deutschen Pädagogen, welche Rous-

seau adoptirten, seit Basedow zum angelegentlichsten Geschäft.

Basedow errichtete in Dessau sein Philanthropin, worin er nach dem Rezept Rousseaus eine neue Menschheit kochen und brauen wollte. Er machte einen ungeheuern Lärm, aber gerade seine Charlatanerie verdarb das wirklich Gute, was er wollte, und eine Reform der Schulen kam durch ihn nicht zu Stande, weil er das Kind gleich mit dem Bade ausschüttete. Verhöhnt, verspottet (besonders durch den komischen Roman Spitzbart von Schummel in Breslau) ging sein Institut unter. Dennoch hatte er die Sache angeregt. Es kamen praktischere Leute nach ihm, die sie besser durchzuführen im Stande waren. Ihm gebührt immerhin der Ruhm, der erste gewesen zu seyn, der auf unabhängigen Privatlehranstalten nicht nur die Realien und die körperliche Erziehung pflegen, sondern auch die Methode des Unterrichts verbessern und vor allen Dingen Lehrer ziehen wollte, was beinahe noch nöthiger war, als Schüler.

Was er als Fanatiker im Uebermaaß mit Prahlerei gewollt und nicht durchgesetzt hatte, das erreichte der praktische, gemäßigte und bescheidne Salzmann im Schnepfenthal, dessen Musterschule die Mutter aller nachherigen wurde. In seinem vormals berühmten „Karl von Karlsberg oder das menschliche

Elend" eiferte er gegen die unnatürlichen und ungesunden Moden und Sitten der Perückenzeit mit solcher ärztlichen und pädagogischen Genauigkeit, daß dieses Buch für die Sittengeschichte bleibenden Werth hat. Freilich konnte er seine Zeitgenossen von ihrer Krankheit nicht heilen, was erst die französische Revolution that. Seine Anstalt dauerte fort, blieb aber geraume Zeit isolirt. Die Schulpedanten herrschten in den öffentlichen Anstalten unumschränkt fort und neue Privatinstitute entstanden nicht.

Rousseaus Geist lebte mehr in der papiernen, als wirklichen Welt fort. Es entstanden Kinderschriftsteller, welche der lieben deutschen Jugend unter der Form von Lesebüchern und Christgeschenken das beibringen wollten, was die Schule nicht gewährte. Gellert hatte den Kindern seine vortrefflichen Fabeln in die Hand gespielt, indem er sie mit seinen religiösen Sprüchen und Liedern einschmuggelte. Die Schule verzieh dem frommen Liederdichter einige heitere Scherze, die sie keinem andern verziehen hätte. Damit war aber dem tändelnden populären Unterhaltungstone bei den Kindern Bahn gebrochen, und die Anhänger Rousseaus schlugen mit Begierde diesen Weg ein, um durch Kinderschriften Eltern und Kindern zu schmeicheln und sich in einem von der Schule unabhängigen Terrain auszubreiten. Rochow dachte größer als alle andern. Er schrieb einen „Kinder-

freund“ für Kinder aller Stände ohne Ausnahme. Aber damit kam er in jenen Zeiten des Despotismus und der vornehmen Unnatur schlecht an. Sein Buch gelangte nicht einmal zu den Bauern, und bald sah man es als eine abgemachte Sache an, daß ja doch nur von den Kindern gebildeter Stände die Rede seyn könne. Man ließ den Bauernbuben in seinem Schmutze und in seiner Dummheit, wenn nur die lieben Stadtsöhnchen und gar die kleinen Jünckerlein und Gräflein von jener Rousseauschen Humanität kosteten. Da schrieb Weiße in Leipzig den langweiligen Kinderfreund für seine wohlfrisirten Kinder, und Campe den Robinson Crusoe, die neue Bibel aller Kinder gebildeter Stände, und andere Kinderschriften, worin er die Realien, Natur, Geschichte, Geographie auf eine unterhaltende Weise populär vortrug. Campe hat ein großes Verdienst und für die Uebertreibung seiner gottlosen Nachäffer kann er nicht. Er wollte die Kinder nicht blos unterhalten, sondern belehren, auf die leichteste, ihnen selbst angenehmste und eindringlichste Weise, und nur über solche Dinge belehren, die ihnen praktisch von Nutzen seyn konnten. Daher theilte er seinen Unterricht in moralische und physische Lebensregeln einerseits und in Realien, Unterweisung in den allgemein wissenswürdigsten Dingen aus der Natur und Geschichte andrerseits. Nur machte er etwas zu viel Worte und sein Conversa-

tionston, der sehr passend war für den mündlichen Unterricht, taugte nicht in die Bücher. Was die Jugend lesen soll, muß objektiv, klar, nackt und präcis seyn, muß die Sache selbst seyn, aber niemals Gespräch über die Sache und drum herum.

Campes Einfluß war unermeßlich. Ohne ihn wären die Realien schwerlich so bald zu so viel Ansehen gekommen, daß sie sich wenigstens neben den alten Sprachen geltend machen durften. Campe bestach die Eltern und die Hofmeister, die als müßige Begleiter längst schon beim jungen Adel gewöhnlich waren, jetzt aber als wahre Erzieher auch bei allen reichen Bürgerfamilien Mode wurden. Diese Hofmeister gründeten zum Theil Erziehungsanstalten oder giengen in öffentliche Schulen über, oder erzogen ihre vornehmen Schüler so human, daß dieselben später in hohen Staatsstellen sich für eine Schulreform interessirten; kurz durch die Hofmeister wurde dem Realismus und einer verbesserten Methodik Raum verschafft.

Die deutschen Hofmeister verdienen eine besondre Achtung. Sie waren in der Regel die geistig gebildetsten und am meisten für die Ideale glühenden jungen Deutschen, während gerade sie verdammt waren, in vornehmen Häusern zu dienen, und oft nur wie Bedienten behandelt zu werden. Fast alle junge Leute, die sich nicht der Jurisprudenz und Medicin,

sondern der Theologie und Philosophie, also gerade den höhern Dingen widmeten, wurden, sofern sie nicht aus reichen Häusern stammten, zu diesem schmählichen Broderwerb verdammt, früher weil die meisten Pfarreien und selbst Schulstellen nur nach persönlicher Gunst als letzte Abfindung ausgedienter Hofmeister gegeben und eben nur durch Hofmeisterei erworben wurden; später weil die wenigen Aemter für die zahlreichen Candidaten nicht ausreichten und jeder wenigstens eine Reihe von Jahren als Hofmeister dienen mußte. Man kann sich einen glühenden, hochstrebenden Jüngling in keiner abscheulichern Lage denken. Ein Kerker mag erträglicher seyn, als diese seelenmörderische Abhängigkeit von den Launen eines Vornehmen und Reichen, von den Unarten der Frau und der Kinder, vom Neid und von der Klatscherei des Gesindes. Doch der geduldige Deutsche hat sich auch in diese Schmach gefügt, wie in hundert andre, und nach seiner Art Trauben von den Dornen gelesen.

Das Institut der Hofmeisterei war schon deßwegen verwerflich, weil es eine allgemeine und gleiche Erziehung unmöglich machte, weil es die Kinder isolirte, aus der Gesellschaft herausriß und nur darauf berechnet schien, häusliche Einseitigkeiten, die sich sonst den Kindern draußen abschleifen, durch Einsperrung im Hause zu verewigen. In einem die Menschenrechte heiligenden Staate hat jedes Kind, sein

Vater sei vornehm oder gering, in Betreff des Unterrichts ein gleiches natürliches Recht. Der Unterschied der Stände sei noch so natürlich und heilig in andern Dingen; in diesem Punkt ist er unnatürlich und gottlos, die Kinder haben noch keinen Stand, sollen sich erst zu dem einen oder andern befähigen. Ferner hat jedes Kind das Recht, nicht nur daß sein Körper vor der Grausamkeit, sondern auch daß sein Geist vor der Dummheit und den Vorurtheilen der Eltern so weit geschützt werde, als sie ihm für das Leben verderblich werden können. Daher sind nur öffentliche Schulanstalten für alle Kinder durch die Bank gut, und vollkommen rechtlich ist der Schulzwang, der keine ganz ununterrichtete Wildfänge gestattet. Nach demselben Princip aber ist auch jede Hofmeisterei verwerflich. Ich verdamme dieselbe unbedingt, muß aber den wirklichen Hofmeistern die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie, ohne zeitlichen Vortheil davon zu haben, ohne Dank, unter unsäglichen Seelenqualen, doch in der krankhaften Zeit, die überhaupt ihr Institut möglich machte, sehr viel Gutes gestiftet haben.

Wo im Adel und bei den Reichen eine höhere Bildung und edlere Gesinnung zum Vorschein kam, war es in der Regel die Frucht der Erziehung durch deutsche Hofmeister, im Gegensatz gegen die verderbliche Einwirkung der französischen Gouvernanten, der

Jagdbrüder, Maitressen, Spieler, des pariser Aufenthalts ꝛc. Und wo in die Schulpedanterei ein freierer Geist, eine anfangs nur schwache Reform, ein nur schüchternes Versuchen in den Realien eindrang, geschah es ebenfalls hauptsächlich durch ehemalige Hofmeister, die in Privathäusern eine beßre Auswahl der Unterrichtsgegenstände und eine beßre Methode sich angelernt hatten.

Die Hofmeister haben ihren Beruf, die Mängel der Schule zu ersetzen, redlich mit wenig Mitteln und großem Nutzen erfüllt. Das Elend, unter welchem sie geseufzt, ist in dem Buch „Felix Kaskorbi, oder Geschichte eines vierzigjährigen Hofmeisters“ treu nach dem Leben geschildert.

Endlich kam die französische Revolution, die in so vielen Dingen Rousseaus Ideen zu realisiren schien, und ganz besonders auch in der Erziehung. Die praktischen Franzosen warfen den griechisch-lateinischen Plunder für immer aus ihren Schulen hinaus und führten ausschließlich die Realien ein. Die Deutschen hätten dieß ohne Zweifel auf der Stelle nachgeahmt, wenn das Beispiel nur von einem gekrönten Despoten, wie Ludwig XIV. oder XV., von einer Maitresse, wie die Pompadour, von einem Vezier wie Louvet, wenn es nur nicht von einem freien Volke gegeben worden wäre. Erst mußte Napoleon kommen, die Revolution beerben und diejenigen Institute dersel-

ben, die er als Kaiser beibehielt, legitim machen, damit sie in Deutschland Anklang fänden. Wirklich wurden erst zur Zeit der französischen Herrschaft nach dem französischen Muster polytechnische, Gewerb- und Realschulen auch in Deutschland eingeführt. Vorher, so lange die Franzosen noch nicht wieder zum Servilismus zurückgekehrt waren, konnte man von ihnen unmöglich etwas, auch das beste nicht annehmen, denn es schien durch den Republikanismus verpestet. So war es denn nur in der gleichfalls republikanischen Schweiz möglich, die neufränkischen Ideen zu adoptiren, und Pestalozzi trat in den insurgirten demokratischen Cantonen als Reformator des deutschen Schulwesens auf. So kriegerisch war die Geburtsstunde seines Instituts, daß er mit der kleinen Kinderschaar, die man seiner Sorgfalt anvertraut hatte, unter dem Donner der Schlachten von Dorf zu Dorf flüchten mußte.

Pestalozzi war selbst wie ein Kind, daher wurde sein Vertrauen zu den Menschen auf das schändlichste mißbraucht. Seine Ideen wurden vom gemeinsten Eigennutz ausgebeutet, und er dadurch in solchen Mißkredit gebracht, daß er nach einem bürgerlichen und pädagogischen Bankerott und nachdem er die Irrthümer seines Lebens in einer letzten vortrefflichen Schrift bekannt hatte, im Elend starb. Wie liebenswürdig ist diese Beichte des kindlichen Greises, wie

liebenswürdig war er selbst! Ehre seiner Asche, und Schande seinen falschen Freunden, seinen niederträchtigen Schülern, die ihm dieses Leben so ruchlos zur Hölle machten. Sie verdienten, wie die Infamen, von denen Tacitus spricht, mit einem Korb bedeckt in den Sümpfen von Iferten versenkt zu werden. Dieses Unglück Pestalozzis bewieß übrigens, wie mißlich jede Privaterziehung ist, wie wenig auch der redlichste Wille gegen den Einfluß der Kleinlichkeit, des Eigensinns und der Habgier vermag, wo die Schule nicht Sache des Staats und der Gesammtheit, sondern nur Privatsache einer kleinen Compagnie ist.

Inzwischen hat Pestalozzi nicht nur eine ungeheure Berühmtheit erlangt, sondern auch wirklich großen Einfluß auf das Schulwesen geübt. Daß sich so viele Töchterschulen von seinem Institut abgezweigt haben und in allen Himmelsgegenden neue Privatanstalten nach dem Muster des seinigen entstanden sind, will freilich nicht viel sagen, denn hier darf man nur den oben abgeschöpften Schaum der Pädagogik, die Ansammlung der unerträglichsten Charlatanerei und Poltronerei, Verbildung und Unnatur suchen; und diese Institute sind überhaupt nur Schmarozzerpflanzen, die sich aus dem kranken alten Stamm unsers Schulwesens hervorgedrängt haben, und die von selbst hinwegfaulen müssen, sobald der Stamm wieder einen frischen und kräftigen Trieb

bekommt. Wo die öffentlichen Schulen sind, wie sie seyn sollen, kann und darf es keine Privatschulen geben.

Pestalozzi hat auch auf die öffentlichen Schulen eingewirkt durch seine verbesserte Methode des Unterrichts. Er ging davon aus, daß die Einbildungskraft, die bildliche und mathematische Anschauung im frühen Alter lebhafter und reifer sey, als das Wortgedächtniß und die Denkkraft; daher wirkte er zuerst auf jene und brachte den Kindern auf die leichteste Weise durch Anschauung bei, was sie bisher in Worten nur schwer begriffen hatten. Dieser Versuch führte aber ihn und seine Schüler und Nachahmer noch weiter. Man machte aus der Methodik ein eignes Studium und suchte durch die sorgfältigste Vergleichung der kindlichen Capacität mit den Zwecken und Mitteln des Unterrichts die Grenzen der Pädagogik auszumitteln. Die Deutschen, denen Pestalozzi angehört, waren dafür vorzugsweise thätig, doch muß ich der Wahrheit die Ehre geben und beklagen, daß sie nicht so viel ausgerichtet haben, als Engländer und Franzosen; denn die Methoden von Bell und Lancaster, Hamilton und Jacotot haben praktischen Werth, da im Gegentheil die tausenderlei Experimente unsrer deutschen Pädagogen und besonders die Vorschläge unsrer Erziehungsliteratur größtentheils nur dazu dienen, die Geschichte des menschlichen Unsinns zu bereichern.

Bevor ich diesen Unsinn näher untersuche, will ich das Große und Gute, das seit Pestalozzis Auftreten und in Folge desselben geschehen ist, hervorheben.

Dieß ist die Verbesserung der niedern Schulen und der Schullehrerseminare. Pestalozzi war nicht vornehm, er sprach immer nur zum Volk im faßlichen Volkston und alles, was in seinem Unterricht originell ist, war auf das zartere Jugendalter berechnet, in dem noch jeder Mensch nur dem Volk, nicht einem besondern Stande angehören soll. Er war durch und durch Republikaner. In aristokratischen und monarchischen Staaten durften dieß seine Schüler nicht seyn. Man wollte aber doch für die gemeine Plebs auch etwas thun, ja es wurde Mode, man kokettirte damit. Zur Schändung der gesunden Vernunft errichtete der Berner Patrizier, Herr von Fellenberg, in Hofwyl zwei Institute neben einander, das eine für vornehme Söhnchen im blauen Frack, das andere für Bauernbengel im Linnenkittel. Hier, schon von Jugend auf in strenger Sonderung, sollten beide Theile lernen, die einen hochmüthig herunter, die andern demüthig hinauf sehen. Würdiger und heilsamer, als diese Charlatanerei des Berner Junkers war der edle Wetteifer, mit dem man anfing, überall Rettungsanstalten und Schulen für verwahrloste Kinder anzulegen oder die vorhandnen Waisenhäuser zu reformiren. Ein ganz besondres Ver-

dienst erwarb sich hiebei der wunderliche Dichter Falk, der aus einem Satyriker plötzlich in einen frommen Christen umgewandelt, mit Aufopferung all des Seinigen, seiner Zeit und Bequemlichkeit je die verwildertsten Kinder auf der Straße auflas, und endlich als Vater einer zahlreichen Gemeinde solcher kleinen Wildfänge in Weimar auch von der Regierung thätig unterstützt wurde.

Diese Privatthätigkeit, so achtungswerth sie ist, war aber weit weniger bedeutend, als die Sorgfalt, die man auf die öffentlichen Volksschulen und auf die Seminare wandte, in welchem die Volksschullehrer gebildet werden sollten. Hier brachten Pestalozzis Ideen und Anregungen unserm Volke wahren Segen. Schon daß die Wichtigkeit der niedern Schulen und des ersten Unterrichts allgemein erkannt, daß das traurige Loos der Dorfschulmeister fast überall wenigstens successiv gebessert wurde, daß die Bildung des Jahrhunderts auch in diese Regionen eindrang, wo bisher nur der Katechismus und die Ruthe regiert hatten, war wohl ein großer Segen. Wenn auch hier Mißgriffe gemacht wurden, wenn hin und wieder auch den Dorfschulmeistern zu viel zugemuthet wurde, oder wenn sie selbst zuviel verlangten, so lag doch schon in der Oeffentlichkeit und großen Zahl der Staatsschulen eine Bedingung, an der jede allzu übermäßige Forderung scheitern mußte, und nur in

Privatanstalten konnte man dem Unsinn ganz den Zügel schießen lassen. Unter den Männern, die durch Schriften, Aufsicht und Beispiel das meiste für die Seminare und den niedern Volksunterricht geleistet haben, stehen Niemeyer in Halle, Schwarz in Heidelberg, Harnisch in Weißenfels (früher Breslau), Graser in Würzburg rc. oben an. Es sind der Verdienten hier glücklicherweise mehr als der Berühmten.

Nicht so viel, doch etwas ist für die bürgerlichen Real- und Gewerbschulen geschehen. Weil dieselben nicht so isolirt und vereinfacht seyn können als die Dorfschulen, weil sie als verhaßte Nebenbuhler neben den Gymnasien in den Städten bestehen, und weil man über das Maaß ihrer Leistungen noch streitet, ruht noch ein Fluch, ein Mißwachs auf ihnen. Hier hat zwar Pestalozzis Geist wohlthätig eingewirkt, aber die Vermittlung desselben mit den umständlichen Anforderungen der deutschen Gelehrsamkeit und Vielwisserei ist noch nicht gefunden.

An die pestalozzische Reform reihen sich auch noch die Wiederbelebung der zwei ältesten pädagogischen Principe, Gymnastik und Musik an. Pestalozzi machte die Capacicität und das Bedürfniß des Kindes zum Maaßstab der Erziehung; dieß mußte nothwendig auch zu einer bessern Würdigung der körperlichen Kräfte und Entbehrungen der Jugend führen.

Doch dachte das verweichlichte Zeitalter nicht eher wieder an die Gymnastik, bis die Niederlage von Jena auf eine nur zu schlagende Weise die Folgen dieser Verweichlichung dargethan hatte. Da fühlte man zuerst in Preußen wieder das Bedürfniß nach einer Erziehung, die im Stande sey, junge Helden zu bilden, kräftiger als die Väter, und während der Tugendbund auf andre Weise in Schriften an der Erhebung der Vaterlandsliebe arbeitete, eröffnete Jahn in der Hasenhaide bei Berlin den ersten Turnplatz, als Musterschule für die körperlichen Uebungen, zu denen künftig das gesammte Volk herangebildet werden sollte. Aber gerade dieses politische Motiv gereichte nachher der Sache zum Verderben. Nach dem Siege brauchte man keine heldenmäßige Jugend mehr, ja sie schien im Frieden gefährlich. Man glaubte, die jungen Leute würden nicht ruhen können und ihre erste Kraft, wenn sie keinen äussern Feind mehr fänden, an der Zertrümmerung des Staates selbst üben. So viel Komisches die Sache hatte, sofern sie schon im Keime eingeengt, von Phantasten zur Karrikatur gemacht und bald gänzlich unterdrückt wurde, so hatte sie doch ihren Ernst im Hintergrunde. Wie hätten die entnervten Diplomaten und hohlaugigen Bureaumenschen nicht bangen sollen vor einer in Körperfülle, Kraft und Schnelle blühenden, kriegerischen deutschen Jugend! Sie thaten sehr klug dieselbe

einzusperren, die Gesundheit zu verbieten, die verweichlichten, hinter den Büchern hockenden Knaben vor jedem Hauch der frischen Natur zu verwahren und durch Ueberladung mit neuen geistigen Anstrengungen auszumergeln. Die ganze deutsche Jugend wurde zu dem Schicksale des Kaspar Hauser verdammt, an die Wände gefesselt im Dunkel der Bücherwelt ohne frische Luft ein geistiges Scheinleben zu führen, um sich nachher beim Licht des Tages kränklich gängeln zu lassen.

Für die Musik hat Pestalozzi Großes geleistet. Seine Ideen wurden zuerst durch Nägeli, Pfeiffer rc. ins Leben übertragen. Auch hier war es vorzüglich die Methode, durch deren Vereinfachung die Musik allgemeiner bei der Jugend in den Schulen und beim Volk durch Singvereine verbreitet wurde.

All dieses Gute hat nun nicht nur mit dem schlechten Willen der Gegner, sondern auch mit dem Unsinn, der tollen Uebertreibung der wahren und falschen Freunde, kämpfen müssen.

Aus dem richtigen Gefühl, daß das Erziehungswesen einer Reform bedürfe, ging ein heilloser pädagogischer Schwindel hervor, dieser äußerte sich in einer plötzlichen Vergötterung der bisher zu sehr verachteten Kinderwelt und in einer eben so großen eitlen Ueberschätzung der bisher zu sehr geringgeschätzten Lehrer.

Die pädagogische Lethargie sprang in einen wahren St. Veitstanz um. Hatte man früher die Kindererziehung nur als ein nothwendiges Uebel angesehen und sie oft ganz vernachläßigt, so suchte man jetzt alles Heil allein in ihr. Sobald einmal das Jahrhundert für allgemeine Reform gestimmt war, namentlich seit der französischen Revolution, mußte sich auch die Kinderwelt als ein fruchtbares Feld der Wirksamkeit darbieten. Nirgends ist so viel geschwärmt worden, als in der Pädagogik, weil man der Jugend und der Zukunft alles zutrauen durfte. Der begeisterte Menschenfreund, der die Welt von Grund aus verbessern möchte, sieht sich an die Jugend gewiesen, die für seine Ideale bildsam ist, aber auch der bloße Charlatan sucht sich das weiche Wachs der Jugend, um ihr seinen Stempel aufzudrücken. Jeder meint leichtere Arbeit mit der Jugend zu haben, und seine Absichten in diesem empfänglichen Boden am besten gedeihen zu sehn. Alles wandte sich an die Jugend, wie an eine neuerstandne Macht und schmeichelte derselben und brachte ihr den höchsten Begriff von sich selbst bei. Dadurch wurde sie häufig aus ihrer natürlichen Stellung verrückt und die Unnatur hat sich eben so häufig gerächt.

Es muß auffallen, daß in der neuern Zeit die Kinder eine so bedeutende Rolle spielen. Einerseits sehn wir sie den Alten über die Köpfe wachsen, and-

rerseits setzt man alles Heil, alle Hoffnung nur in sie, und schreibt ihnen wohl gar eine heilige Kraft zu, wie unsre Vorfahren ehemals den W.ibern.

Was das Erste betrifft, so haben die Kinder wohl nie so viel Lärmen gemacht, als bei uns. Man sieht sie auf dem Katheder dociren, bei eignen Kinderbällen und Tänzen trotz den Alten kokettiren, in einer Unzahl von Familien das große Wort und die Zügel der Herrschaft führen, in den Schulen die Lehrer hofmeistern, wohl gar in eine Räuberbande constituirt und endlich als Hochverräther und Demagogen arretirt.

Auf der andern Seite erwartet man von eben diesen Kindern ein goldnes Zeitalter, und predigt ihnen unaufhörlich vor, was man alles von ihnen hoffe, was möglicherweise in ihnen stecke, wie sie so viel mehr seyn sollen und werden, als wir Alten, und viele Pädagogen bekennen öffentlich, daß wir Alten eigentlich bei den Kindern in die Schule gehn sollen.

Dieser Wahnsinn einer Affenliebe ist indeß nur die natürliche Rückwirkung gegen die Grausamkeit, mit der man früher die Kinder behandelt und die natürliche Blüthe ihres Gemüths und Geistes roh niedergetreten hat. In dieser plötzlichen Rückkehr der Liebe und Reue liegt sogar etwas Rührendes, und im Ganzen wird nicht viel dabei verloren, denn die Kin=

der sind entweder zu unschuldig, um diese momentane Gewalt, die ihnen die Alten eingeräumt haben, zu mißbrauchen, oder wo sie es thun und die Alten zu sehr plagen, vertauschen diese von selbst wieder die Schmeicheleien mit der Ruthe.

Wichtiger ist der Hochmuth der Pädagogen selbst. Seitdem sie ihre Bedeutung mehr erkannt haben, wollen die meisten auch gleich oben hinaus. Auf eine eigenthümliche Weise verbindet sich hier die neue durch die Revolution erzeugte Sucht der niedern Stände, es den höhern gleich zu thun und sich vornehmer zu stellen, als man ist, mit der deutschen Originalitätssucht, die überall etwas besonderes sucht. Da nun die unglückliche Verbindung der Gelehrsamkeit mit der Pädagogik, die Polyhistorei und Pedanterei von Alters her dazu kommt, und in Bezug auf die Neuerungen schon unsrer gemischten Bildung und der vielfach sich durchkreuzenden Zeitanforderungen zufolge, eine große Meinungsverschiedenheit unvermeidlich ist, so darf man sich nicht mehr über die monströsen Erscheinungen in unsern Schulen wundern.

Jener aristokratische Trieb, der die Gesellschaft von unten her bewegt, und der jeden Schneidergesellen zum Kavalier, jede Köchin zur Dame heraufschraubt, hat auch die simpeln Schulmeister und Präceptoren zur Nachahmung der vornehmern Universitätsprofessoren getrieben. Würde jeder seine Stellung

erkennen und würdig behaupten, so wären in der That alle am Range gleich, aber anstatt ihre bürgerliche Ehre zu fühlen, streben sie nach einer lächerlichen und unwürdigen Affektation der Vornehmigkeit. Daher in unsern Schulen das Jagen nach Auszeichnung. Da will jeder schriftstellern, neue Theorien aufstellen, oder sich durch gewisse wissenschaftliche Liebhabereien aus dem Haufen emporheben und bemerklich machen. Gibt es nicht bei jedem Gymnasium einen oder mehrere Lehrer, die beständig zu beweisen trachten, daß man sie eigentlich auf eine Universität hätte berufen sollen, die eigenmächtig philosophische Collegia lesen, oder Specialia von Wissenschaften abhandeln, die zufällig ihre Lieblingsstudien sind, aber ganz und gar nicht für die unreife Jugend gehören? Da treibt einer die scrupulösesten Grammatikalia, der andre Symbolik, der dritte reitet auf einem obscuren alten Autor herum, den er herausgeben will und denkt mehr an seine Scholien als an seine Schule, der vierte richtet einen oder zwei Schüler ab, mit ihm griechisch zu plaudern und bekümmert sich um die übrigen nicht; der fünfte schämt sich nicht Logik vorzutragen, und macht ein streng akademisches Gesicht dazu. Der sechste ist vielleicht ein Botaniker und besonderer Liebhaber der Kryptogamen nnd nun lernen die guten Jungen nichts treiben als Kryptogamie. Der siebente ist ein

Ichthyolog und zählt mit seinen Schülern alle Schuppen aller Fischgattungen an der Küste von China. Der achte ist ein besonderer Liebhaber der Mineralogie, und setzt den Kindern die wunderlichsten Steine in den Kopf. Aehnlich jenem Conjunctivjäger unter den Humanisten, gibt es auch unter den Realisten Pedanten genug, die in der speciellsten Wissenschaft oder ins einzelste Detail gehn und die ihre besondere Liebhaberei den Kindern aufdringen als ob es die Hauptsache wäre.

So wird durch die Eitelkeit der Lehrer entweder anticipirt, was erst auf einer höhern Schule vorgetragen werden soll, oder die kostbare Zeit wird mit Allotriis verschwendet, die gar nicht in die Schule gehören. Wird doch sogar die unmündige Jugend zu Schiedsrichtern in literarischen Streitigkeiten ausgerufen. Dumme Professoren lesen den Schülern vor, was sie gegen Andersdenkende geschrieben haben und sagen dann: nicht wahr, den hab ich herrlich widerlegt? Ich kenne selbst einen solchen gelehrten Schafskopf, der seinen Knaben triumphirend vorgelesen hat, was er gegen mich geschrieben.

Die Sucht, auf Kosten der Jugend sich geltend zu machen, offenbart sich vorzüglich auch in der Erfindung neuer Methoden und in der Aushebung künstlicher Schwierigkeiten, wo keine natürliche vorhanden sind. Sogar das A-B-C ist die-

ser Neuerungswuth nicht entgangen. Der Eine hat die armen Kinder zischen, sausen, prusten, girren, lallen, murren, knurren gelehrt, wie die Bestien, um nur etwas Neues an die Stelle des alten A-B-C zu setzen, das die Kinder nachher doch noch haben lernen müssen. Der Andere hat ihnen die Schriftzeichen aus urtypischen Zahlenzeichen erklären wollen. Der Dritte hat sich alle Mühe gegeben, den Kindern ihr schon erlerntes Deutsch vorerst wieder abzugewöhnen, um sie von vorne herein möso-gothisch, althochdeutsch, mittelhochdeutsch und dann erst in consequenter historischer Entwicklung, wie sie das Volk selbst genommen hat, neuhochdeutsch zu lehren. Das sind alles Thatsachen, die Personen leben noch. Und darf man sich wundern? Schon der verstorbene Funke ging ja so weit, die Kinder das Spielen lehren und ihnen das, was ihnen am allerleichtesten von Natur ist, durch künstliche Belehrungen erst schwer machen zu wollen. Diese Methodomanie erstreckt sich auf alles. Man sehe z. B. nur, welche Wunderlichkeiten die Musiklehrer erfinden, um die alten Noten in Zahlen und andere Schnurpfeifereien zu ändern.

Eine der lächerlichsten Abirrungen, die auch nur in einem so desorganisirten und verweichlichten Zeitalter vorkommen konnte, war der Versuch, die Erziehung der Weiber zu emancipiren und auf sie das Heil der Welt zu bauen. Wenn einige versiie-

gene Weiber sich anmaßten, den schwächlichen Männern das Commando zu entreißen, so war das im Grunde natürlich. Die Erbärmlichkeit, das Weibischwerden der Männer mußte solche neue Amazonen hervorrufen, wie sie in unserer Damenliteratur sich üppig gemacht haben. Konnte Frau Therese Huber der ganzen Männerwelt ihren duftenden Handschuh hinwerfen und sagen: ich verachte euch alle, und nachdem ich zwei Männer begraben, erkläre ich, daß es nicht der Mühe werth ist, einen zu haben; so konnte auch wohl die Frau Niederer sich herbeilassen und erklären: „ihr Männer versteht das Ding nicht; ihr habt eure Unfähigkeit, die Menschheit zu leiten und zu erziehen, hinlänglich bewiesen, überlaßt nur uns Weibern die Sache, wir werden sie viel geschickter anfangen, viel würdiger ausführen!“ So närrisch das Alles ist, hat es doch eine ernste Seite. Diese Erzieherinnen tragen wenigstens zur Verbildung junger Mädchen das Ihrige bei und machen sicher manche unglücklich, indem sie ihnen Dinge in den Kopf setzen, welche die Freyer abschrecken, oder die sie noch in der Ehe unglücklich machen. In der That macht nichts die Weiber unliebenswürdiger, mithin unglücklicher, als wenn sie den reizenden Gegensatz der Geschlechter überspringen und männlicher Beschäftigungen und Sorgen sich annehmen, den nur Männern eigenen Bildungs- und Wirkungskreis usurpiren wollen. Wenn

die Henne zu krähen anfängt wie der Hahn, so ist es Zeit ihr den Hals abzuschneiden, sagt ein ungalantes, aber sehr gutes orientalisches Sprichwort.

Ich muß bei dieser Gelegenheit den Einfluß unserer sentimentalen Poesie und besonders Göthe's beklagen. Diese weichlichen Poeten haben nicht weniger zur Verbildung der Weiber, wie zur Abschwächung der Männer beigetragen, und die Frau Niederer kann sich mit allerlei Ottilien und Natalien und andern unnatürlichen Frazzen, die Göthe in die Literatur gepfuscht hat, entschuldigen. Und diesen Göthe rühmt man als den besten Weibermaler. O ja, er hat sie sehr gut gekannt, aber eben deshalb sind die Bilder, die er von ihnen entworfen hat, falsch, denn sie dienen ihm nur, die Weiber zu verführen; es waren nicht Spiegel der Wahrheit, sondern Spiegel der Eitelkeit, in welchen die Weiber nicht ihre wahre Natur und Bestimmung, sondern nur ihre Schwächen und Eitelkeiten beschönigt und entschuldigt zu sehen bekamen.

Was schon Basedow vergessen hatte, das vergessen auch die vornehmen oder bürgerlichen Pensionsanstalten und ihre Gönner. Mit dem, was Herr von Göthe oder seine Natalie projectirt und in einer Musteranstalt der Nachahmung empfiehlt, ist es nicht gethan, weil das durchaus nur aristokratische Affectationen und Spielereien sind, wie die großen akar-

dischen Dörfer, die Fürst Potemkin der Kaiserin Katharina in den Wüsten der Krimm zeigte. Aber auch die besseren Privatinstitute haben nie etwas getaugt weil sie vom Volk abstrahirten und etwas besonderes Ideales wollten, was nicht in die Gegenwart und zur Gesammtheit der Nation paßte. Man wollte Menschen bilden und der Naturstand der Kinder schien diesem Bestreben kein Hinderniß in den Weg legen zu können. Ihrem weichen Wachs glaubte man alles einprägen zu können, und man hoffte bereits auf die Ideale, die aus den Philanthro pinn hervorgehn sollten. Aber man vergaß, daß die Erziehung in Harmonie mit dem gesammten Zustand des Volks stehn müsse, wenn sie die Jugend sich nicht bald entzogen sehn will. Jene Anstalten verfehlten den Zweck der Erziehung, indem sie, gleich als ob die Philanthropine glückliche Inseln im Südmeer wären, auf die sie umgebende Welt keine Rücksicht nahmen, oder sie vergriffen sich in den Mitteln, indem sie die Jugend auf die unnatürlichste Weise anstrengten, ihre Knospen mit Gewalt aufblätterten, um die künftige Blüthe zu sehn, und sie nicht viel besser als Hunde dressirten. Ueberdieß sind solche Winkelschulen die Nesthecken jeder pädagogischen Unvernunft, wenn sie nicht blos gemeine, auf Betrug abgesehene Geldspekulationen sind. Damit wollen wir die Nothwendigkeit einer Musterschule zur Erprobung neuer Theo-

rien durchaus nicht läugnen, allein unter der Aufsicht des Staats kann jede Schule zur Musterschule dienen, und es braucht nicht unzählbare aufsichtslose Pensionsanstalten, worin die Gewissenlosigkeit und Habsucht von Charlatans oder die pädagogische Verrücktheit tollgewordner Weltverbesserer mit der Eitelkeit der Eltern Buhlerei treibt.

Mit den Privaterziehungs- und Pensionsanstalten ging die Vervielfältigung der Unterrichtsgegenstände und Ueberladung mit Schulstunden auch in den öffentlichen Anstalten Hand in Hand. Beide wurden durch das Bedürfniß eines andern Unterrichts, als der bisherige war, erzeugt. Die Privatinstitute wetteiferten den Eltern desfalls zu schmeicheln, und die öffentlichen wollten nicht dahinten bleiben. Anfangs waren die erstern meist Realschulen; sobald aber der Staat selbst Realschulen anlegte, nahmen die Privatinstitute auch den Humanismus in sich auf und suchten dadurch, daß sie Universitäten im Kleinen wurden und alle Unterrichtsgegenstände zumal verbanden, es sowohl den Realschulen als Gymnasien zuvorzuthun, die nicht so viel lehrten. Diese aber wetteiferten wieder mit jenen, und es wurde sogar vorgeschlagen, alle öffentlichen Schulen zu jenem Universalismus zu erheben. Die verschiedenen Liebhabereien der Gelehrten, die mannigfachen Forderun-

gen der Eltern und die Nachsicht des Staats, dem es grade recht war, wenn die Jugend hinter dem Schultisch saß, erzeugte jenen Zudrang von Unterrichtsgegenständen, aus denen eine Auswahl zu treffen bisher noch nicht gelungen ist.

Wenn Rousseau den Menschen nackt ausgezogen hatte, so beeilten sich diese Deutschen, ihn hinwiederum mit der Garderobe aller Völker und Zeiten zu behängen. Rousseau wollte nur die Verderbniß aus der menschlichen Natur herauspumpen, die deutschen Weltverbesserer und Philanthropen wollten sodann alles mögliche Gute in ihn hineinstopfen, und überfütterten das arme Kind, ohne auf sein Sträuben zu achten.

Glücklicherweise waren die Pädagogen in ihren Ansichten getheilt, und während der eine die ihm zugewiesenen Kinder mit der einen Narrheit plagte, plagte sie der andre mit einer andern, und so blieben die einen wenigstens mit diesem, die andern mit jenem verschont. Anfangs haßte man sich und vermied die Fehler des andern aus Haß; nach und nach aber hat man angefangen sich zu versöhnen, und adoptirt wechselseitig seine Fehler, und so muß die arme Jugend zumal alle pädagogischen Narrheiten mit einander ausbaden. Früher verlangte der Humanist den einen, der Realist den andern Knaben, jetzt verlangen beide denselben Knaben und machen

dieselben Ansprüche an seine Zeit und Aufmerksamkeit, als ob er sich einem allein widmen könnte. Früher ging der eine Pädagog mehr auf religiöse, der andre mehr auf sittliche, der dritte mehr auf intellektuelle, der vierte mehr auf ästhetische, der fünfte mehr auf körperliche und gesellige Bildung aus; jetzt gibt es Erziehungssysteme und Erziehungsanstalten, die das alles zumal an einem Schüler exerciren wollen. Alle pädagogischen Prügelstöcke werden in Fasces zusammengebunden und es fehlt nur noch das Beil darin, um dem armen Knaben den von vielem Lernen dumm gemachten Kopf vollends herunterzuschlagen.

In allem Ernst, während unsre Pädagogen noch das große und ewig verdienstliche Werk Rousseaus fortzusetzen glauben, braucht es schon längst wieder eines neuen Rousseau, um die Jugend von dem ihr aufgehäuften pädagogischen Trödel zu befreien, und sie wieder auf ihre ursprüngliche geistige Nudität und Paradiesesunschuld zu bringen. Oder mit andern Worten, wie bisher das Bestreben der Pädagogen darin bestand, die Erziehungsgegenstände so viel als möglich zu vervielfältigen, so haben sie von Rechtswegen nichts dringenderes zu thun, als dieselben so viel als möglich zu vereinfachen.

Wann wird der Deutsche von seiner Ueberschwenglichkeit, von seiner Tendenz ins Grenzenlose zurückkommen? Es ist wahr, dem Menschen liegen endlose

Bahnen nach allen Richtungen offen, und es wäre recht hübsch, wenn er Kraft und Zeit genug übrig behielte, sie alle zu durchlaufen; allein die Kunst ist lang und kurz das Leben, Alles können wir nicht werden, und daher auch die Jugend nicht zu Allem vorbereiten. Es ist immerhin recht wünschenswerth, daß die liebe deutsche Jugend auf das gründlichste griechisch verstehen möchte, um alle Grazien des alten Hellas sich anzubilden und seines Geistes milde Klarheit und Kraft; es wäre meinetwegen gut, wenn die guten Jungen auch alle Sanscritt verstünden und persisch, arabisch, chinesisch rc.; auf der andern Seite hat doch das Leben und der praktische Nutzen neben der Poesie und todten Wissenschaft auch sein Recht, und es wäre sehr gut, wenn die guten Jungen sammt und sonders nicht nur französisch, englisch und italienisch, sondern auch polnisch und russisch und türkisch verständen. Und nun vollends die Realia. Jeder der guten Jungen sollte Mathematik und Mechanik, Physik, Chemie, Naturgeschichte, Astronomie, Geographie, ja sogar das Nothwendigste von Medicin, Chirurgie und Pharmacie lernen. Und soll etwa, rufen andre, über der Ausbildung des Kopfs der Körper vernachläßigt werden? Mit nichten, die guten Jungen müssen turnen und schwimmen, reiten, fechten, tanzen und die Toilette machen, tranchiren rc. aus dem Fundament lernen. Aber das Herz, fragen

wieder andre, und die Religion, und die Philosophie? Soll die Jugend nicht hauptsächlich zur Tugend und zum Christenthum erzogen werden? Soll ihr nicht über dem irdischen Leben hoch erhaben vor allem das himmlische Ziel gewiesen, soll der menschliche Geist nicht vor allem in die heiligen Tiefen der Gottheit versenkt werden, und zum Ursprung alles Seyns sich drängen, anstatt auf der Oberfläche der Dinge zu spielen?

Ja wohl. Warum nicht? Das alles und noch etwas. Aber die Herren bedenken nicht, wo wir die Zeit dazu hernehmen wollen? Es wäre wohl gut, wenn es anginge, aber es geht eben nicht an. Die Herren müssen sich also entschließen, ihre pädagogischen Forderungen herabzustimmen und nicht immer auf das allein zu sehen, was sie der Jugend einstopfen wollen, sondern auf die geringe Kapacität der Jugend, die unmöglich alles zugleich aufnehmen kann.

Die Hülfe liegt so nahe als möglich, und es gehört die ganze Blindheit deutscher Gelehrtenpedanterei dazu, um sie nicht zu sehn. Die Herren dürfen sich nur entschließen, 1) die Unterrichtsgegenstände, die nur für wenige taugen, auch nur wenigen aufzuheben, und 2) die, welche für das spätere Alter gehören, auch auf die spätern Jahre aufzusparen. Thäten die Herren das, so würde jeder Knabe nur das lernen, was er zunächst braucht, und nicht wie

eine genudelte Gans bis zum Platzen vollgestopft werden mit Dingen, die doch für ihn nicht passen. Thäten die Herren das, so würde nur der Knabe seine Zeit den alten Sprachen widmen, der dieselben bei seinen spätern Studien gebrauchen würde, und nur der würde sich hauptsächlich mit Realien und neuen Sprachen beschäftigen, dem diese bei seinem künftigen Beruf als Handels- und Gewerbsmann zu Statten kämen. Mit den theologischen Plattituden aber, die nach schon älterm Herkommen, und mit dem philosophischen Unsinn, der nach neuer Mode schon in niedern Schulen und Gymnasien der Jugend eingetrichtert wird, würden die Herren warten, bis der Geist der Jugend ein wenig gereifter wäre. Sie würden dadurch erstens Zeit gewinnen, für unmittelbar nützlichere Unterrichtsgegenstände, und zweitens würden sie das Heilige nicht vor der Jugend entweihen und das Gefühl für das Höhere nicht vor der Zeit abstumpfen. Es ist gewiß, daß die alte Methode, die Kinder kurzweg in einem blinden Glauben an die allgemeinsten und einfachsten Religionsgegenstände zu unterweisen, weit pädagogischer war, als die neue Methode breiter Katechisationen und rationalistischer Erklärungen, wohl gar förmlich philosophischer Stunden auf Schulen, die noch unter und zuweilen tief unter der Universität stehn. Nichts ist so schädlich für die Jugend, und auch im besten Fall wenigstens

nichts so langweilig und unnütz, als das Raisonniren mit Kindern. Jeder hat dazu in spätern Jahren noch Zeit genug.

Dies Kapitel könnte endlos ausgedehnt werden. In Erziehungsanstalten treten denn am Ende gar jene Hexenmeister auf, die den Ruhm darin suchen, wenn sie auch keineswegs selbst alles wissen, doch die ihnen anvertraute Jugend omnia et quaedam alia zu lehren, deren Kataloge mit den Titeln aller möglichen Wissenschaften prunken und bei denen ein neuer Name so viel Glück macht, als ein neues Instrument Harmonika, Bassethorn ꝛc. bei einem reisenden Virtuosen.

Und diesen Eitelkeiten bringt man unsre gutmüthige Jugend zum Opfer!

Die friedliche Anbahnung des Bessern ist in der jetzigen Zeit sehr erschwert worden durch den leidenschaftlichen Kampf zwischen Realismus und Humanismus, die über ihre Grenzen nicht einig werden, einander nichts gönnen wollen und sich doch auch nicht vereinigen lassen.

In früheren Zeiten besuchte die Jugend, welche nicht studiren wollte, auch keine Gymnasien. Der künftige Handwerker ging in die Werkstatt, der künftige Kaufmann ins Comptoir, der künftige Soldat in die Armee. An eine allgemeine Bildung dachte man nicht, jeder ward nur für seinen Stand ge-

bildet. Die gelehrten Schulen waren demnach auch nur für die künftigen Gelehrten berechnet, und da die Gelehrsamkeit damals einseitig auf der Kenntniß der Alten beruhte, so schloß auch sie jene allgemeine Bildung aus, und die gelehrte Zunft stand in ihrer Besonderheit schroff allen andern Zünften gegenüber. Im vorigen Jahrhundert haben sich die Verhältnisse geändert. Die nicht gelehrten Stände strebten nach einer höhern Bildung, und da man diese nur in den gelehrten Schulen zu finden wußte, so schloß sich an die eigentliche studirende Jugend nach und nach eine immer steigende Zahl von Knaben und Jünglingen an, die nicht auf die Universität gehn, sondern nur die Schule durchlaufen und dann einem bürgerlichen Beruf sich widmen sollten. Da nun aber diese auch einer allgemeinern Bildung bedurften, als jene eigentlichen Gelehrten, und die Gelehrsamkeit selbst ihre Schranken erweiterte, so wurde der alte einfache Unterricht in den alten Sprachen mit verschiedenen Gegenständen des Realunterrichts vermehrt. Allein diese Verbindung war zu unnatürlich, als daß sie hätte gedeihen können. Die Ansprüche der alten gelehrten Zunft und die der ungelehrten, blos eine allgemeine Bildung verlangenden Jugend ließen sich nicht vereinbaren. Dort mußte das Studium der Alten nothwendig vorherrschen, hier mußte dieses Studium sich zum Theil ganz unnütz und dagegen

der Realunterricht als das wesentlich Nothwendige erweisen. Man suchte sich auf mancherlei Art zu helfen. Entweder man überlud eine und dieselbe Schule zugleich mit dem humanistischen und Realunterricht, daß die Schüler der Masse der Lectionen unterliegen mußten und am Ende der Ueberspannung Abspannung folgte, — oder die Philologen hielten ihre alten Gymnasien von dem Realunterricht rein, verdrängten ihn wieder, wo er eingeschlichen, und auf der andern Seite entstanden Realschulen und Pensionsanstalten, worin ausschließlich die Realfächer getrieben wurden. Diese Trennung scheint weit natürlicher und der Sache angemessener, als jene Vereinigung, allein nun stehen beide Systeme einander feindlich entgegen, und jeder sucht dem andern so viel zu rauben und zu schaden als möglich. Man streitet, wo die Gränze eines jeden sey. Jedes will so weit als möglich um sich greifen.

Die Humanisten wollen keine besondern Realschulen leiden, die alten Sprachen sollen der Hauptgegenstand des Unterrichts nicht nur für Studirende, sondern für die gesammte Jugend werden, wobei nur die niedrigsten Dorfschulen ausgenommen sind. So Thiersch und der erste bairische Schulplan.

Die Realisten wollen eine Trennung der Realschulen für Nichtstudirende von den Gymnasien für Studirende. Diese Ansicht hat Mönnich in seinen pä-

dagogischen Blättern mit großer Klarheit vertheidigt. Er verlangt Realgymnasien für künftige Gewerbsleute, Oekonomen, Kaufleute, Offiziere, Künstler ꝛc. und Lingualgymnasien für die künftigen Theologen, Philosophen, Juristen, Mediciner, Historiker und überhaupt Gelehrte.

Die Universalisten aber wollen eine Vereinigung Beider, eine Unterweisung Aller in Allem, so weit dieß möglich ist. Diese Ansicht hat Klump besonders verfochten.

Die Anmaßung der Humanisten, nicht blos ihre zu künftigen Gelehrten bestimmten Schüler, sondern auch die übrige Jugend in ihre Schulstuben zu bannen, ist absolut verdammlich. Die Blüthe der männlichen Jugend eines ganzen Landes soll in dem zartesten Alter gemartert werden, zwei fremde todte Sprachen zu lernen, damit der Zehntausendste, wenn es das Glück will, Schule genug bekommt, um im philologischen Seminar mit dem Professor griechisch zu disputiren. Daß heißt nicht viel weniger, als tausend Knaben entmannen, damit etwa hundert zu quäckenden Kastraten für den Luxus der Kapellen herangeschult werden. Was gewinnt denn die Masse der Jugend bei dieser antiken Disciplin? Was der Staat? Die Jugend wird zu allem andern untauglich ausser zum Studiren, weil sie ja von früh an nichts andres lernt, als lateinisch

und griechisch, und dann überladet sich der Staat mit jener Ueberlast von Studenten und Candidaten, für die alle wirklichen und möglichen Aemter nicht mehr zureichen, und über die jetzt in Deutschland so allgemein geklagt wird. Gewinnt etwa die Wissenschaft selbst dabei? Im Gegentheil, trotz allen krankhaften Anstrengungen nimmt die Classicität ab, und wozu diese Anstrengungen einer ganzen Generation von Schülern? Es würden eben so gute, und vielleicht noch tüchtigere Philologen gezogen werden, wenn die Philologie weniger Schüler und diese dann strenger beschäftigte. Da klagt ihr über den Verfall der Philologie und merkt nicht, wo der Grund des Uebels steckt. Der wahre Grund liegt in der Entartung der Philologie selbst, in dem, was man das Minutiöse nennt. Ihr habt die alte einfache Grammatik in zehnmal zehntausend Spitzfindigkeiten zerbröckelt und euch eine Archäologie geschaffen, in deren labyrinthischen Irrgängen ihr euch selber nicht mehr zurecht findet. Der eine von euch jagt vorzugsweise nach seltenen Conjunktiven oder Genitiven, der andre nach seltnen Conjunkturen und scholiastischen Winkelnotizen, und während eure Eitelkeit der lieben Jugend dieses kostbare Desert auftischt, entbehrt sie der gesunden kräftigen Hausmannskost. Der alte Donat hat taktfeste Lateiner erzogen, die latei-

nisch beten und fluchen konnten, ihr zieht nur stumme Dissertationenschreiber.

Kehrt zur alten Einfachheit und Strenge zurück, und beschränkt euch auf eine geringere Anzahl der ausschließlich den Studien gewidmeten Jünglinge, so wird alles besser werden. Fahrt ihr aber fort, theils den alten festen Stamm des Wissens zu zersplittern, theils die Disciplin durch ihre Ausdehnung auf unberufene laue Schüler zu erschlaffen, so werdet ihr die Früchte eurer Verkehrtheit ärnten. Unberufen aber nenne ich alle die Schüler, die nicht studiren wollen, und nur gezwungen am philologischen Unterricht Theil nehmen, um ihn sogleich im bürgerlichen Leben wieder auszuschwitzen, und unberufen alle die, welche sich der Universität nur deßwegen widmen, weil sie einmal auf den untern Schulen nichts andres lernen können, als was zur Universität vorbereitet.

Dieß sag ich zu eurem eignen Vortheil. Viel mehr noch könnte ich zum Vortheil des von euch so schmählich behandelten Realismus sagen, denn wichtiger ist diese Seite, als die, auf der ihr steht, um so viel wichtiger, als die Bildung eines ganzen Volkes wichtiger ist, denn die seiner Gelehrten allein.

Zuvörderst muß euch die Falschheit vorgerückt werden, mit welcher ihr die Realschulen als schlecht und unnütz verspottet, nachdem

gerade Ihr ihr Gedeihen verhindert habt. Ihr stahlt dem betriebsamen Manne sein Vermögen und scheltet ihn dann einen Bankrottirer. Ihr nehmt der jungen Pflanze Licht und Boden und scheltet sie dann ein unnützes Unkraut. Wohl ist es wahr, daß sich in den Realunterricht viel Ungehöriges eingeschlichen hat, und der unter euch, der mit so viel attischem Witz zu sagen beliebte, „man lehre in den Realschulen die Zähne des Krokodills und die Haare im Schwanze des Kameels zählen," hat wohl Recht, allein woher rühren solche Mißgriffe anders, als aus dem Umstande, daß jene Schulen verachtet, zurückgedrängt, der Willkühr einzelner Lehrer überlassen, noch kein gesundes Leben, noch keine feste Organisation gewonnen haben. Würden sich die Realschulen vermehren, würde der Staat eine vorzügliche Aufmerksamkeit darauf wenden, so würden sich die Lehrer samt der Methode bald verbessern.

Es handelt sich darum, die Jugend für ihren künftigen Beruf zu erziehen. Dem künftigen Geistlichen, Staatsmann, Juristen, Artzt und Gelehrten gebührt der Unterricht in den alten Sprachen, aber dem künftigen Soldaten, Kaufmann, Künstler, Handwerker, Landwirth gebührt der Unterricht in der Muttersprache, in den neuen lebenden Sprachen, in Mathematik, Geschichte und Naturwissenschaften. Nichts kann gewisser und einleuchtender seyn. Wer nicht

studirt, muß nothwendig durch den Unterricht in den alten todten Sprachen die kostbare Zeit verlieren, die er zur Bildung in den Realfächern so nöthig braucht, und wer weiß nicht, wie wenig Ernst es allen nicht für die Universität bestimmten Schülern mit jenen humanistischen Zwangstudien ist, wie wenig es möglich ist, ihnen die Nothwendigkeit derselben begreiflich zu machen, wie schnell sie das mechanisch und unwillig Erlernte wieder vergessen und verlachen, sobald sie ihrem eigentlichen Beruf wiedergegeben sind. Wie Mancher, der zur Noth den Homer übersetzen gelernt, wünscht später statt dieser ihm ganz unnützen Fertigkeit besser in der Mathematik, Geographie, und in neuern Sprachen zu Hause zu seyn, deren Bedürfniß ihm so bald fühlbar wird. Wie lächerlich macht ihr euch, wenn ihr von indirekten Vortheilen sprecht, die eure klassische Philologie der Jugend gewähre, von der Schärfung des Verstandes durch die in der lateinischen Sprache liegende Logik, von der Erhebung der Gemüther durch die Bekanntschaft mit der Größe der Alten, von der idealen humanen Richtung, welche die Jugend erhalte, wenn sie von den nüchternen Bestrebungen der Gegenwart ab in die Illusion der alten Welt geführt werde, endlich von der Bezähmung des jugendlichen Uebermuths durch die Kunst, sie über die Gegenwart in völliger Unwissenheit zu lassen, und sie mit den Kerkermauern

eines todten Wissens eng zu umschließen! Was sind diese indirekten Vortheile gegen die aller Welt in die Augen fallenden direkten Vortheile des Realunterrichts? Was hilft es, die Jugend künstlich aus einer Gegenwart zu entfernen, in die sie doch zurückkehrt? Der an unsrer deutschen Jugend so übel berüchtigte, in Frankreich und England völlig unbekannte Uebermuth entspringt nur aus dem Contrast der Gegenwart mit jener Illusion der alten Welt, in welche der Humanismus die Jugend versetzt. Würde man diese Jugend von früh auf an die Bedürfnisse der Gegenwart gewöhnen, sie für ihren Beruf in der Gegenwart vorbereiten, so würde jene Unbekanntschaft mit der Aussenwelt, jene Dünkelhaftigkeit idealisirender Träumer und jene freche Lizenz im Urtheil über die bestehenden Verhältnisse von selbst wegfallen.

Wer soll über die Bedürfnisse der Nationalerziehung urtheilen? Etwa nur alte, eingefleischte Philologen, Gräkomanen? Nein! kommt es darauf an, eine streng gelehrte Anstalt, ein philologisches Seminar zu gründen, dann mögen sie die erste Stimme haben. Handelt es sich aber um die Erziehung der gesamten Jugend, und namentlich der Mehrzahl nicht den gelehrten Studien sich widmender Knaben und Jünglinge, so steht das Urtheil auch andern zu,

den Meistern andrer Zünfte, und der alles erwägende umsichtige Staatsmann wird die verschiedenen Bedürfnisse ausgleichen und in Harmonie bringen. So wenig ein Soldat, ein Kaufmann, ein Künstler geschickt wäre, von seinem beschränkten Standpunkt aus die ganze Erziehung zu leiten, wenn er ihr das Gepräge seines einzelnen Standes aufdrückte, so wenig ist auch ein Philologe geschickt dazu. Die Nation braucht nicht lauter Soldaten, nicht lauter Rechenmeister, aber auch nicht lauter Lateiner und Griechen.

Noch verwerflicher aber ist die Ueberladung mit Allem, die den Humanismus und Realismus verbinden will, indem sie den letzten in die alten Gymnasien aufnimmt. Alles Flicken an den gelehrten Schulen hilft nichts, wenn man ihnen nicht von aussen durch Gründung eines natur- und zeitgemäßen Realunterrichts auf besondern Realschulen ihre wahre Stellung wieder gibt, wenn man nicht consequent die studirende Jugend von der nichtstudirenden trennt.

Es ist nach und nach Sitte geworden, in den untern Gymnasialklassen den Nichtstudirenden zu Liebe und zugleich, um auch für die künftigen Studirenden den Realunterricht ein für allemal abzuthun, allen möglichen Real- und Sprachunterricht zusammenzustopfen und die Knaben unter der Last und Menge der Bücher, die sie täglich zur Schule und aus der

Schule schleppen müssen, physisch und geistig zu erdrücken. Da soll Alles und zwar in kürzester Frist eingetrichtert werden, damit die Jungen baldmöglichst nur dem Brodstudium nachlaufen können. Wie eine heiße Suppe müssen sie den Vorschmack aller Wissenschaften in hastiger Eil hinunterschlucken, um nur ja recht bald Student zu werden und zu Amt und Brod zu kommen.

Leider ist es nur zu wahr, daß die untern Schulen jetzt die universitates literarum sind, worin alles gelehrt wird, die Universitäten selbst aber nur die einseitigsten Abrichtungsanstalten je für die eine oder andre Fakultät. Und woher rührt diese Verkehrtheit? Von der Hast, mit der die Söhne der Staatsdiener, um selbst bald Staatsdiener und besoldungsfähig zu werden, durch die Schulen und Universitäten gepeitscht werden. Da sie auf den letzteren nur ihr Brodstudium lernen, und wie die steifhalsigen Thiere des Epikur nur schnurgerade dem Fraß nachgehn, ohne rechts und links zu blicken; so folgt daraus, daß alles was ihnen an universeller Bildung etwa nöthig ist, da sie auf der Universität nicht mehr Zeit dazu haben, schon in den untern Schulen absolvirt seyn muß. Müßten die jungen Herrn, wie es Recht wäre und alte Sitte war, mehrere Jahre länger studiren, so würden sie Zeit genug haben, allgemeine humane Bildung mit dem besondern Fachstudium zu vereini-

gen, und jene Geist und Seele verkrüppelnde Kompression des Unterrichts, die Dampfpädagogik, würde aufhören; es würden sich für alle Fächer tüchtige und ausgebildete Talente finden, und Jeder, der durch eine so gründliche Schulzeit gegangen wäre, würde davon für sein ganzes übriges Leben innern und äussern Gewinn haben, es würde weit mehr wahre Bildung verbreitet seyn und wahre Männlichkeit des Geistes. Wie mancher bedauert später in der Langenweile des Amtslebens oder einer geschmacklos angewandten Muße, seine Jugend nicht besser benutzt zu haben, oder ist wenigstens zu bedauern, wenn er sich nicht selbst bedauert. Die paar Jahre, die er der ersten Bildungsperiode zulegen müßte, würden ihm volle Aehren seyn, während ihm nachher so viele überzählige Jahre zu tauben Aehren werden.

Die jungen Studenten von 17 Jahren, die mit Tabakspfeifen, Reitpeitschen und Hunden umherlaufen, sind eine Satire auf das Consistorium jedes Landes, wo sie sich vorfinden, sind ein wahrer Skandal. Das Ueberreifen der jungen Geister ist noch mehr, es ist ein Verbrechen an der Menschheit. Trotz der augenscheinlichen Nutzlosigkeit treibt man die Philosophie sogar schon auf Gymnasien und wartet nicht einmal die Universität ab. Wozu der reife Geist eines 30jährigen gehört, das treiben jetzt die Buben von 15 Jahren. Man erkundige sich nach dem Alter der Stu-

denten in frühern Zeiten. Noch zu meiner Zeit war ein Student unter 20 Jahren eine Seltenheit, jetzt wird bald einer über 20 Jahre eben so selten seyn. Und warum dieses Gehetze, diese Studiengallopade und Parforcejagd, wo die Seele ruinirt wird wie ein schwindsüchtiges Mädchen und der Geist zu Tode gehezt wie ein athemloser Hirsch? Wird der junge Mann eher versorgt, hat er eher die Pfarre und die Quarre? Im Gegentheil, die milchbärtigen Kandidaten können ihre acht oder zehn Jahre warten. Könnten sie nun nicht diese lange Quarantaine zur Abwartung ihrer Studien benutzen? Aber nein, eben weil jeder Candidat so lange warten muß, bis er bei einer solch ungeheuren Concurrenz an die Reihe kommt, eben darum muß jeder so schnell als möglich die Studien absolviren und in die Sollicitantenreihe eintreten, damit seine Nummer eher daran komme. So wächst das Uebel in steigender Progression, und je mehr die Concurrenz zunimmt, desto mehr nimmt die Studienzeit ab. Wo soll es aber am Ende damit hinaus? Dem Strome, der sich zu den Universitätsstudien drängt, muß nothwendig eine andre Richtung gegeben werden, und die Zahl der Candidaten muß in das natürliche, der Zahl der Aemter sich anpassende Maaß zurückkehren, und dann muß auch jedem Candidaten wieder die gehörige Zeit zur Vorbereitung für diese Aemter gegönnt, ja zur Pflicht gemacht werden.

Für die Jugend selbst in der Schulzeit, namentlich für die Nichtstudirenden, die sich nur zur Gesellschaft in den Gymnasien mitplagen lassen, muß man ein tiefes Mitleid empfinden. Da heißt es wohl, es geschieht ja alles nur zum Besten der Jugend, man will die Jugend viel gescheiter machen, als wir Aeltere waren; man ist es der Jugend schuldig, sie so viel lernen zu lassen, als möglich; die Zeit ist fortgeschritten, man verlangt, man bedarf mehr, und wenn die Jugend auch ein paar Jahre zu stark angestrengt wird, so bringt es ihr doch auf die ganze Lebenszeit Segen. Ja wohl! wenn sie es aushält, aber kaum der fünfzigste Knabe wird physische und und geistige Kraft genug haben, alles so aufzunehmen und zu behalten, wie man es ihnen gibt. Die meisten werden immer nur einen sehr sparsamen Gebrauch von den Wohlthaten machen, mit denen man sie überschüttet. Ihr Magen hat für die Ueberfütterung nicht Raum genug. Einige aber gehen dabei immer zu Grunde. Die Schwindsuchten, insbesondre aber die Augenschwächen werden immer häufiger. Sonst war es höchst selten, einen Studenten mit der Brille zu sehen, jetzt gehen schon kleine Gymnasisten damit herum.

Mit der Vielwisserei ist aber ein noch weit ärgeres Uebel bepaart, die zu frühe und falsche Aufklärung, die Altklugheit der Jugend. Man hat sich

beeilt, so früh als möglich den sogenannten Aberglauben in den Gemüthern der Kinder auszurotten und die sogenannte gesunde Vernunft an dessen Stelle zu setzen; dies an sich löbliche Bestreben hat aber zu unsinnigen Uebertreibungen geführt. Um den Verstand zu retten, läßt man das Herz untergehn.

Man trübt den Kindern ihren unschuldigen Glauben und entreißt ihnen die goldnen Spiele der Phantasie, um sie vor der Zeit klug zu machen. Man moralisirt, katechisirt und sokratisirt mit ihnen von sittlichen, religiösen und Denk-Begriffen, die den Zauberkreis ihrer Unschuld zerstören, ohne ihnen dafür ein höheres Gut zu gewähren. Die Liebe, die sie von Natur haben, wird durch Kritik über Eltern und Lehrer verdrängt. Der kindliche Glaube und Aberglaube wird durch eine kindische Altklugheit ersetzt, und die reichen phantastischen Spiele machen einer reflektirenden Wohlanständigkeit und Ziererei Platz. Wie kann dies anders seyn, wenn in tausend und aber tausend Kinderbüchern die Schwächen der Alten so gut als die der Kinder Preis gegeben werden, und der natürliche Witz der Kinder nothwendig aufgefordert wird, gegen die Pedanterei der Docenten sich geltend zu machen, wenn den Kindern immer und immer von der Thorheit des Aberglaubens vorgepredigt und Herz und Phantasie derselben abgestumpft wird, und wenn sie als das höchste Gut jener An-

stand preisen hören, der ihre natürliche, aber unschuldige Eitelkeit in eine Bahn weist, wo sie zur Unnatur werden muß. Ueberall sind es Begriffe, erlernte und mechanisch aufgefaßte Begriffe, die dem Kinde eingezwängt werden, die ein unreifes Denken in ihm thätig machen, das alle Blüthen des Gemüths und der Einbildungskraft früh verdorren macht.

Dieß hat man in neuerer Zeit anerkannt und sich daher bemüht, den Knaben durch frühe Bekanntschaft mit den Dichtern, ja wohl gar durch Anweisungen zum eignen Versemachen ein poetisches Gegengewicht gegen die allzu prosaische Unterrichtsweise zu geben. Aber weit entfernt, etwas Gutes damit zu bewirken, nährt man nur die Eitelkeit der jungen Leute und erzeugt unreife Poeten zu Dutzenden, die dann die Masse der unglücklichen Dichter oder der unnützen Bücherfabrikanten vermehren.

Die pädagogische Literatur ist bei so entgegengesetzten Bestrebungen und da vor allen Dingen jeder, was er in der Schule trieb, durch die Schrift der ganzen Welt bekannt machen wollte, ja da sogar Viele schrieben, die nicht daran dachten, die Sache selbst praktisch anzugreifen, ungeheuer angeschwollen. Sie theilt sich in eine Literatur für die Lehrer und in eine für die Schüler. Die Projekte und Ansichten haben sich nach und nach so vervielfältigt, daß besondre pädagogische Journale und Schul-

zeitungen nöthig wurden, sie einzuregistriren, sie zu überblicken und zu kritisiren, wodurch denn bei meist wechselseitiger Einseitigkeit der Streit ins Unendliche verwickelt wurde. Man muß gestehen, daß die Verhältnisse der Schule zur Kirche, zum Staate, zu den nächsten Bedürfnissen des praktischen Lebens und zu den höhern Bedürfnissen der Humanität und Cultur vielfach erörtert worden sind, daß der Streit zwischen Humanismus und Realismus mit eben so viel Erbitterung als Gründlichkeit und Weitschweifigkeit geführt worden ist; aber es ist nichts durchgefochten, es ist nichts ausgemacht worden. Die Stimme der Wahrheit, wo sie auch vereinzelt erschollen, ist entweder überhört worden oder hat sich nur in einem kleinen Kreise vernehmlich gemacht. Die ungeheure Anstrengung, mit der so viele tausend Pädagogen gegen einander gelärmt haben, erfreut sich bis jetzt noch keines entschiednen Erfolges. Der Staat hat entweder etwas anderes zu thun, oder er weiß nicht, wofür er sich entscheiden soll, wie der oft revidirte bayrische Schulplan beweist. Hier wird etwas erreicht, aber dort denkt man nicht daran. Hier orakelt ein Schulmonarch, den man jenseits der Berge nicht kennt. Hier wird eine vortreffliche Schrift edirt, aber kann man alles lesen? Wir sind ein zerstückeltes, uneiniges Volk ohne große Hauptstadt, ohne geistigen

Centralpunkt, und wo bei uns Einer predigt, der predigt immer in der Wüste.

Die Literatur, welche für die Kinder bestimmt ist, hat natürlicherweise allen Moden und Meinungen der Lehrer folgen müssen. Wir theilen diese Literatur ein in die Lehr- und in die Unterhaltungsbücher. Die Lehrbücher sind entweder Schulbücher für das eigentliche Lernen, oder aber Erbauungsbücher, moralische Ermahnungen, Confirmationsbücher rc. Die Unterhaltungsbücher sind Beispielsammlungen für jene moralische Belehrung, Fabeln, Mährchen, Bilderbücher und in neuester Zeit förmliche Kinderromane und Kinderschauspiele.

Ueber die Schulbücher ist es nicht leicht, sich zu entscheiden. Sollen sie wie bisher der Willkühr und Einseitigkeit, der Bizarrerie und Pedanterei, der Originalitäts- ja wohl gar der Gewinnsucht jedes einzelnen Lehrers überlassen bleiben, so wird es nie zu der erforderlichen Vereinfachung, richtigen Methode und Gleichheit des Unterrichts kommen, die doch so sehr gewünscht werden muß. Soll aber der Staat ausschließlich Lehrbücher abfassen, wodurch jene Gleichheit gewonnen würde, so ist erstens die Frage: wird der Staat nicht selbst einseitig seyn? wird im Ministerium und Consistorium nicht der Einfluß von Pedanten vorherrschend seyn? und sodann ist zu besor-

gen, daß sich politische Rücksichten in den Unterricht mischen könnten, daß der Staat unwillkührlich die Jesuiten nachahmen, unwillkührlich eine politische Casuistik einführen, unwillkührlich die alten Autoren castriren würde, weil man auf solcher Bahn nothwendig consequent fortfahren muß und nicht stille halten kann.

Bis jetzt ist die Freiheit, Schulbücher abzufassen, nicht wesentlich eingeschränkt, ja es wäre zu wünschen, daß sie eingeschränkt würde. Fast jeder Lehrer will als Schriftsteller glänzen, sich durch eine eigne Ansicht auszeichnen, durch Dedicationen sich empfehlen oder auch blos das Honorar einstreichen. Wozu sollen wir Andern ihre Lehrbücher bezahlen, heißt es, wir können selbst welche machen, und so ist kaum eine Schule, die sich nicht ihre Lehrbücher selbst fabrizirt. Da kommen aber schlechte Methoden und Subtilitäten in die nothwendigen Schulbücher und neben den nothwendigen entstehen eine Menge unnütze. Selbst das Klarste und Einfachste wird verworren, z. B. die Grammatik durch zu viel Unterabtheilungen und Feinheiten, die Mathematik durch eine üble Anordnung der Materien. Das was aber schon an sich schwieriger zu übersehen ist, z. B. Geographie und Geschichte oder Naturgeschichte, das wird nach der Liebhaberei der Lehrer in ein Detail ausgedehnt, dem das Gedächtniß der Schüler nicht nachkommen kann.

Man sehe die vielen geographischen Lehrbücher an, in denen alle Quadratmeilen, alle Einwohnerzahlen, alle Manufakturen und Fabriken, Zucht- und Irrenhäuser aller Länder und Ländchen, Städte und Städtchen des Erdkreises verzeichnet sind, und welche die Knaben wörtlich auswendig lernen oder wenigstens in der Schule lesen müssen. Man sehe die Naturgeschichten an, worin die Knaben lernen, wie viel Gürtel das Gürtelthier habe, wie viel länger die Hinterfüße des Kenguruh seyen als die Vorderfüße, wovon sich der Dronte nähre und wie viel Junge der Ameisenbär werfe ꝛc. während sie im ersten besten Walde kaum die Buche von der Linde, auf dem ersten besten Felde kaum den Waizen von der Gerste unterscheiden können.

Mit den Chrestomathien, Stylübungen ꝛc. ist es vollends arg. In einer weiblichen Pensionsanstalt hörte ich ein junges hübsches Mädchen „des Pfarrers Tochter von Taubenheim" deklamiren. Jetzt kommen solche Mißgriffe zwar nicht mehr vor, aber desto mehr andre. Man ist sehr zart, aber weil man zu viel moralisirt, weil man zu viel vor der Sünde warnt, macht man die liebe Unschuld doch gerade erst auf die Sünde aufmerksam. Und was für geschmackloses, langweiliges, unnützes Zeug steht in den Chrestomathien, wodurch die Kinder nur ermattet werden.

Eine der sonderbarsten Eigenthümlichkeiten in

dieser Literatur ist das Durcheinander von antikem Heroismus und moderner Niederträchtigkeit. In ein und demselben Buche kommt unter den Stylmustern ein Lob des Brutus und Timoleon und eine allerunterthänigst gehorsamste Bittschrift um Verwendung bei einem noch höhern Gnadenspender in einer Anstellungssache. Man erwärmt sich an den Perserkriegen des Herodot, am Livius und Tacitus, und zittert vor einem Consistorialrath. Man spricht von dem Muth gegen die mächtigsten Tyrannen der Erde und schweifwedelt vor einem subalternen Sekretair.

Wahrscheinlich wird nach und nach die Aufsicht des Staats über die Schulbücher strenger werden. Dieß liegt in der Consequenz der Zeit. Den Universitäten hat man schon die Lehrfreiheit beschnitten, jene unscheinbarere, aber vielleicht noch wichtigere Lehrfreiheit an niedern Schulen, wird der großen Scheere nicht entgehen. Unaufhaltsam, wie auf einer steilen Fläche, rutscht Kirche und Schule immer mehr in die Sklaverei des Staats hinunter. Die halbwegs vornehmen Lehrer sind alle schon Hofräthe, die niedern werden in nicht zu langer Zeit bloße Exerciermaschinen seyn, die nach dem Buchstaben des, ihnen von oben in die Hand gegebenen, Lehrbuches blind unterrichten und die Jugend zum künftigen Staatsdienst, zur künftigen Unterthänigkeit abrichten müssen. Dies ist keine scherzhafte Uebertreibung von meiner Seite.

Ich glaube daran. Nur wenn die politische Freiheit bedeutende Fortschritte machen sollte, würde es anders kommen. Wo nicht, so wird und muß die Schule künftig die Abrichtungsanstalt für den Staat so gewiß werden, als sie es ehemals für die Kirche war, und es würde mich nicht wundern, wenn bald Schüler und Lehrer Civiluniform bekämen, gleichwie sie ehemals einen geistlichen Habit trugen. Ist es nicht in Rußland schon so weit gekommen?

Ein Mittelding zwischen den eigentlichen Schulbüchern und den Unterhaltungsbüchern sind die sehr zahlreichen religiös-moralischen Salbadereien, die zuweilen in poetischer, sogar in Romanenform die liebe Jugend zum Guten überreden, die ihr das Gute einraisonniren oder mit dem Rührlöffel der Rührung einrühren sollen.

Das Schlimmste an diesen Schriften ist das frühreife Raisonnement, an das die Kinder gewöhnt werden. Das „Warum“ muß sich der Jugend von selbst aufdrängen, und dann dürfe die Antwort nicht fehlen; quält man es ihr aber früher ab, so bringt die berühmte Hebammenkunst des Geistes auch nur zu frühe Geburten zur Welt. Man muß der Jugend etwas Positives dogmatisch einprägen. Sie will nichts andres, es wird ihr nicht einfallen, daran zu klügeln. Entwickelt sich ihr Verstand, so wird sie schon zu zweifeln und zu fragen anfangen, und dann

hat sie einen Gegenstand, an dem sie die Kritik üben kann. Aus der Kritik aber die Wahrheit als Resultat zu fördern und mit den Zweifeln anzufangen, ist wahres Gift für die Jugend. Dahin gehört, daß man ihr alles Mystische, Wunderbare, Ahnungsvolle, Rührende, sobald sie es empfinden, mit Stumpf und Stiel ausrottet. Der Zauber der Natur wird ihnen in baare naturwissenschaftliche Prosa aufgelöst. Die kindliche Liebe, diese herrliche wildwachsende Blume, wird geflissentlich ausgerottet, um dem Treibhausgewächse einer steifen, engherzigen, gebotnen, schulmäßig zu erlernenden Moral Platz zu machen. Man rechnet den Kindern nur das als Tugend an, was sie aus Gehorsam gegen eine Regel thun, und wie gut, edel, liebenswürdig sie von Natur sind, man achtet es nicht, bis man ihnen eine schaale Reflexion darüber beigebracht hat, bis ihnen der Drang der Natur in einen geistlosen Gehorsam gegen das Pflichtgebot verkrüppelt ist. Und welcher Pflichten? was drängt man nicht alles den unbefangnen Gemüthern auf? Man stellt ihnen nicht nur das Laster, sondern auch die Tugend vor Augen, ehe sie im Stande sind, sie auszuüben, ja nur zu erkennen, und man überladet sie mit Regeln, wovon sie eine über der andern vergessen. Wie gegen die natürliche Moral der Kinder, so wüthet man gegen die natürliche Religion derselben. Auch über die Gegenstände der Religion müssen sie

so früh als möglich reflectiren, und man quält ihnen Gedanken ab, ehe noch ihr Gefühl reif geworden. Eine Zeitlang war man sogar bemüht, ihnen das Wunderbare in der Religion verdächtig zu machen, um sie vor Aberglauben zu bewahren. Jetzt hat man meistentheils einen heillosen Mittelweg eingeschlagen. Man wagt es weder ganz zu glauben, noch ganz zu zweifeln, und stürzt die Jugend in eine Halbheit, aus der nur drei Uebel entspringen können, die alle drei der Religion am gefährlichsten sind, Indifferentismus, der aus der Langweiligkeit und Unsicherheit des Religionsunterrichts entspringt, Religionsspötterei oder Rückfall in den crassesten Aberglauben, wenn man sich aus der Halbheit auf diese oder jene Weise retten will.

Schreiten wir weiter zu den Unterrichtsbüchern der erwachsenen Jugend, so bemerken wir darin ein sonderbares Mißverhältniß zu dem frühern Unterricht. Man zwingt den Kindern ein unreifes Denken ab und die Jünglinge, die zum Denken wirklich heranreifen, werden davon fern gehalten durch eine trostlose Ueberladung mit blos empirischen, gedächtnißmäßigen Kenntnissen.

Diesem rationalistischen Raisonnement haben nun die supranaturalistischen Pädagogen (Hand in Hand mit der Kirche) ein Gefühlsgeschwätz entgegengesetzt, als ob damit etwas zu gewinnen

wäre. Die Jugend liest das in sich hinein und gähnt, denkt an was anderes und wird um so muthwilliger. Weit entfernt, sie für das Edle zu gewinnen, macht man es ihr auf diese Weise nur langweilig und lächerlich und verhärtet ihr junges Herz. Ich habe lange gebraucht, bis ich die ekelhafte Erinnerung an die Erbauungsbücher, die ich in meiner Jugend lesen mußte, und die daraus unwillkührlich geflossene Langeweile an allem Religiösen und Moralischen überwunden hatte und mich mit männlicher Gesinnung wieder für die ewigen und heiligen Dinge interessirte. Es wird aber Tausenden so gegangen seyn, die Salbaderei rührt und erwärmt uns nicht, sie verhärtet, sie verkältet nur unser Herz. Der Jugend sagt am besten das Kurze, Scharfe, Strenge zu, und die weitläufigen Moralien, Nutzanwendungen oder gar die gefühlvollen Reden und Rührungen lassen sie kalt. Daß doch die Pädagogen, obgleich sie immer mit Kindern zu thun haben, nie merken wollen, daß die kindliche Rührung gerade die männlichste ist, nämlich allemal eine stumme und schamhafte (zum Beweise, daß überhaupt alle wahre Rührung von dieser Art ist, und daß die Sentimentalität, welche darüber hinaus geht, allemal weibische Unart oder Affektation ist)! Daß doch die Pädagogen beständig ihre eigne Schwäche oder Verbildung mit der kräftigen Natur der Jugend verwechseln! Nie und in keinem Fall

taugt eine breite, gefühlvolle, rührende Rede für die Kinder, und wenn man sie gar in den Mund der Kinder selber legt, so ist es baare Unwahrheit, und wird von jedem Kinde selbst dafür gehalten. Wo in der Welt wird je ein Kind von selber auf die schönen Redensarten fallen, die man es bei festlichen Gelegenheiten, Geburtstagen ꝛc. auswendig lernen und wie einen Papagai nachplappern läßt? Wo wird je ein Kind, wenn es gerührt ist, für seine Rührung Worte finden, und gar wohlgesetzte, fein gewählte Worte? Gleichwohl wird jetzt beinahe von der ganzen gebildeten Welt einstimmig verlangt, der Lehrer solle den Kindern so recht breit und gefällig zum Herzen reden. Der alte katechetische Unterricht scheint dem aufgeklärten und empfindsamen Zeitalter zu roh. Aber das Einzige, was an dem alten buchstäblichen Verfahren mit Grund getadelt werden mag, ist das Auswendiglernen jener unvernünftigen, sogenannten Spruchbüchlein, der Gellert'schen Lieder ꝛc., deren Breite und Wäßrigkeit die Kinder natürlich tödtlich langweilen und ihnen den Religionsunterricht erst verhaßt, dann lächerlich machen muß. Auch sind manche jener Sprüchlein und Lieder so schamlos ekelhaft, daß wir uns billig wundern, wozu unsre Konsistorien und Synoden eigentlich da sind, wenn sie solchem Unfug nicht steuern. Ich hörte z. B. einst ein kleines, artiges Mädchen von zehn oder zwölf Jahren mit der lieb-

lichsten Miene der Unschuld aus einem jener elenden Spruchbücher folgende Strophen eines, wenn ich nicht irre, Gellertschen Liedes, als Schulaufgabe auswendig lernen:

Verwesung schändet sein Gesichte
Und predigt schrecklich die Geschichte
Der Laster, die den Leib verzehrt.

Dergleichen nun kann man allerdings nicht genug tadeln. Allein das religiöse Raisonniren oder Empfindeln mit den Kindern ist eben so verwerflich. Oder hält man die breiten Auseinandersetzungen, erbaulichen Betrachtungen, Vorlesungen und väterlichen Briefe, in denen unsre sinnlichen Frömmlinge die Mädchen von ihrer eignen Unschuld unterrichten und ihnen die Kunst der Schamhaftigkeit beibringen wollen, als ob sie nicht eine Sache der Natur sey — hält man diese gottlosen Schriften für weniger schmutzig, als jenes alte gutgemeinte Lied des frommen Gellert? Bücher, wie die berühmte „Weihe der Jungfrau“ von der Therese Huber sollte man verbrennen. Grade je moralischer, je liebevoller alles darin klingt, um so gewisser sollte man sie verbrennen. Der Unterricht der Mädchen in weiblichen Dingen soll immer nur mündlich, ja in den meisten Fällen sogar stumm, nämlich bloßes Beispiel, bloßes Benehmen seyn. Auch die Mütter brauchen dazu keine schriftliche Anweisung,

ihre eigne Erfahrung muß sie schon des Unterrichts fähig machen. Die ganze große Literatur jener Sittlichkeitspredigten für Töchter, Weihegeschenke für Jungfrauen etc. ist überflüssig, wenn nicht schädlich. Oder ist es nicht der Gipfel der Unnatur, wenn Th. Huber in obiger Jungfrauenweihe den Jungfrauen lange Reden über die Schamhaftigkeit, die Weiblichkeit etc. hält? Welche Jungfrau nicht von Natur schamhaft ist, wie sollte sie es durch ein Buch werden, wie sollte sie aus dem Buch etwas anderes lernen, als die bloße Verstellung? Und wenn sie schamhaft ist, wozu soll ihr dann das Buch, was kann alsdann dieses Buch anders in ihr wirken, als ein Nachdenken über die Schamhaftigkeit, welches derselben bekanntlich niemals zuträglich ist? — Mädchen muß man nicht mit Raisonnement, sondern mit dem unwandelbaren Buchstaben des Gesetzes kommen, und den ihnen natürlichen kindlichen Glauben nicht vor der Zeit durch unreife Klügelei und Schwärmerei zerstören. Die Zeit zum Schwärmen und Klügeln findet sich später schon von selbst, dann aber ist der Geist schon stärker, und mehr vom Ernst der Dinge ergriffen, weniger zur Ausschweifung oder zum Leichtsinn geneigt. Nehmen wir die Wünsche der Ehemänner zum Kriterium, so wird gewiß jeder Ehemann mit einer Frau, die naiv und unbefangen in der Väter Glauben wandelt, sehr zufrieden seyn, ganz gewiß

aber nicht mit einer Schwärmerin, die durch das ewige Gefühlsgeschwätz und Abrichten zu Empfindungen verdorben ist, und noch weniger mit einer Spötterin, welche die Denkgläubigen in ihren hölzernen Händen trocken gepreßt haben, wie eine Blume im Herbarium.

Wohl mag es ein schöner Wunsch seyn, die alte Nacht der Barbarei völlig zu besiegen und überall Humanität und die Schätze geistiger Kultur auszubreiten; wohl mag es immer, wenigstens eine Zeit lang, ein Lieblingsgedanke junger Männer seyn, das Ideal aller geistigen Vollkommenheit in der Geliebten personificirt und den reichsten und gebildetsten Geist im schönsten Körper zu sehn; allein es ist eine uralte Erfahrung, daß wir auf der Erde und nicht im Himmel leben, und daß auf der Erde das Nothwendige dem Nützlichen, das Nützliche dem Angenehmen vorhergeht, daß die ohnehin kurze Spanne Zeit noch mit Arbeit und Mühsal aller Art angefüllt ist und für jene zarten Blüthen der Kultur nur spärlichen Raum übrig hat. Und gesetzt auch, die Menschen hätten die erforderliche Gelegenheit, so würde die halsstarrige Natur doch in ihnen selbst sich dagegen sträuben. Wer den Menschen kennt, wer insbesondre das schöne Geschlecht kennt, muß zugeben, daß die Natur desselben viel zu urkräftig, eigenwillig und apart ist, um sich jedem zahmen Erziehungsplan zu fügen. In

die geistige Werkstätte, darin die Neigungen und Entschließungen und geheimen Kenntnisse des Weibes geboren werden, dringt selten eines Mannes Blick, nie eines Mannes Lehre.

Anstatt den Weibern, die so vieles schon von der Natur besser wissen als wir, und das, was wir besser wissen, nicht zu wissen brauchen, — anstatt also den Weibern unser bischen Wissen aufzuschwatzen, sollten wir Männer wohl erst unter uns selbst mehr echte Bildung verbreiten.

Die bei weitem größte Zahl der genannten Salbadereien ist für die weibliche Jugend bestimmt. Unter hundert neuen Titeln kommen sie jedes Jahr wieder zum Vorschein. Besonders aber machen sich die Lehrer und Mäcene der Privatinstitute damit zu schaffen, denn die windelweiche Pädagogik und die Pensionsanstalten sind immer Hand in Hand gegangen, weil es nur Pensionsvätern und Pensionsmüttern, die sich durch solche Mittel Pensionäre zusammentrommeln wollten, einfallen konnte, den Eltern mit der delikatesten Behandlung, ja mit einer wahren Vergötterung ihrer Früchtchen zu schmeicheln. Im Staate wie im Hause behandelt man das Kind ohne weitere Komplimente, man sieht in ihm nicht mehr, als einen noch unreifen Menschen, aus dem ein reifer werden soll. In Pensionsanstalten aber schmeichelt man den Eltern damit, daß in den Kindern etwas

Außerordentliches stecke, und demnach affektirt man auch in ihrer Behandlung eine Delikatesse, die in den meisten Fällen schädlich, immer aber eine Heuchelei ist. Wenn daher auch Herr Wilmsen sagt: „Jeder sklavische Gehorsam sey verbannt, damit das Kind sich seiner Menschenwürde bewußt werde,“ und wenn er von einer pädagogischen Klugheitslehre spricht, wornach man mit der zartesten Aufmerksamkeit jedes einzelne Kind nach seiner individuellen Anlage so oder anders behandeln soll, so halten wir dergleichen schöne Worte für eitel Lirum Larum Hokus Pokus, denn im Gegentheil sagt der Jugend nichts besser zu, als eine recht militärische Disciplin und Uniformität und nichts in der Welt ist ihr schädlicher, als wenn jedes Kind gleichsam seinen eignen Hofstaat hat, wenn alles auf Aeußerungen seines allerhöchsten Temperaments lauert und sich darnach richtet, wenn es bei jeder Unart blos mit höflichen Redensarten an seine Würde erinnert wird, anstatt gezüchtigt zu werden ꝛc. Der ganze Vorschlag ist aber schon deswegen unsinnig, weil er unausführbar ist. Die Kinder werden nach wie vor immer als liebe kleine Barbaren behandelt werden, die zwar recht lieb, aber auch noch Barbaren sind, und wenn es dem Herrn Wilmsen ja so Noth thut um Freiheit und Menschenwürde, so bitten wir ihn, sich damit an die Männer, nicht aber an die Kinder zu adressiren.

Doch drücken wir dem Herrn Wilmsen als einem ächten deutschen Biedermann die Hand, denn den Weibern die Freiheit, den Kindern die Würde zuzuerkennen, selbst aber unfrei und würdelos zu seyn, das wäre schon längst das Kennzeichen eines — deutschen Mannes, wenn das Volk nach der gemüthlichen Mehrheit seiner Schriftsteller und nach den Erscheinungen einer wieder vorübergehenden Periode beurtheilt werden dürfte. Immerhin aber bleibt es charakteristisch, daß gerade in der Zeit die Perücken und Zöpfe, in welcher die deutschen Männer ungefähr zu dem tiefsten Grade männlicher Schwächung, Verweichlichung, Unfreiheit, ja zu einem gewissen Fanatismus des Knechtsinns hinabsanken, sie gleichwohl aufs eifrigste bemüht waren, das schöne Geschlecht zu emancipiren, und in ihren eignen Kindern die verlorne Würde des Menschen anzubeten. Der Deutsche verläugnet doch nirgends seine gute Natur, und indem er sich selbst verachtet, freut er sich noch, daß wenigstens Andre besser sind.

Die eigentliche Unterhaltungsliteratur für Kinder ist noch zahlreicher als die erbauliche. Deutschland ist davon überschwemmt. Nürnberg und Wien sind ihre großen Fabrikstädte. Hier arbeiten nicht mehr die Pädagogen allein; die Sache ist zu Bücherspeculationen der Verleger geworden. Man legt ganze Waarenlager von Kinderbüchern wie

von andern Kinderspielsachen an und wetteifert echt kaufmännisch. Die Buchmacher können dies, weil unter den Pädagogen keine Einigkeit ist, und weil die Modesucht so weit geht, daß man sogar den Kindern nur neue Sachen geben will. Um die Weihnachtszeit wimmelt es in den Läden der Buchhändler von Eltern und Kinderfreunden, die alle die brillanten Sächelchen aufkaufen, welche die neue Messe geliefert. Die Alten greifen, wie die Kinder selbst, am liebsten nach den neuen Flittern. Aber die Pädagogen selbst wirken mit den Buchhändlern zusammen, und schreiben immer neue Sachen, nicht um das Alte zu verbessern, sondern um Geld und einen Namen davon zu tragen. Gegen diese Sündfluth von Kinderschriften kämpft dann der echte Kinderfreund vergeblich an.

Es ist merkwürdig, daß diese Schriften mehr auf die Alten, als auf die Kinder selbst berechnet werden, weil die Alten sie eben auswählen und bezahlen, und nur wenige Takt genug besitzen, um zu wissen, was dem kindlichen Gemüthe zusagt. Damit ist die Philisterei und die altkluge Moral in die Bücher, selbst des zartesten Jugendalters, gekommen. Die Alten wollen etwas Solides, Vernünftiges, und darum müssen es die armen Kinder auch wollen, genug, wenn sie nur bunte Bildchen dabei sehn. Die Mährchen, diese echte Kinderpoesie, sind lange verach-

tet und verdammt gewesen. Was sollen diese Kindereien? hieß es, und man hatte doch Kinder vor sich. Man fürchtete, die Mährchen pflanzten der kindlichen Seele Aberglauben ein, oder wenigstens, sie beschäftigten die Phantasie zu stark und zögen vom Lernen ab. Man erfand daher die lehrreichen Erzählungen und Beispiele aus der wirklichen Kinderwelt, vom frommen Gottlieb, vom neugierigen Fränzchen und naschhaften Lottchen, und erstickte mit dieser Alltagsprosa alle natürliche Poesie in den Kindern. Während man ihnen aber alles Schöne nahm, wofür ihre jungen Herzen so empfänglich sind, und woran sie sich wahrhaft menschlich bilden, mißbrauchte man ihr Herz, wie ihre Phantasie, um damit ihren noch unentwickelten Verstand zu bearbeiten. Kein Bild, keine Erzählung durfte ferner auf ihre junge Seele einwirken, ohne daß man ihnen sogleich dazu sagte, was es bedeute, was die Moral davon sey, und immer hob diese nüchterne Erklärung mit dem poetischen Zauber zugleich die Wirkung auf. Das Kind sollte nicht mehr unbewußt lernen, es sollte alles mit Bewußtseyn in sich aufnehmen, von allem die Absicht einsehen.

Nun kam aber die Romantik in Flor und Tieck, Arnim, Fouqué führten die alten Kindermährchen wieder ein. Man verständigte sich dahin, daß zwar die Moral die Hauptsache bleibe, daß aber die Kin-

der immerhin auch eine heitere Unterhaltung haben dürften, und nun brach es wie eine Sündfluth mit Büchern herein. Da entstanden die Kinderromane, welche der Romanliteratur der Erwachsenen beinahe nach allen Richtungen gefolgt ist, und wie bekanntlich unsre Romane sich in Familienromane und historische eintheilen, so geht dieser Unterschied auch auf die erzählenden Jugendschriften über.

Die Familienromane für Kinder machen den Anfang, sie sind älter, als die historischen, sie gehören jenen Zeiten des Lafontaineschen Familienglücks und der Vossischen Louise nnd der Starkeschen Häuslichkeit an, und werden immer noch fortgesetzt, obgleich sich das Blatt in der Art gewendet hat, daß früher meist nur glückliche Ehen und Häuslichkeit, neuerdings aber von unsern schreibenden Damen, der Pichler, Schopenhauer, Huber, Chezy, Hanke, Tarnow ꝛc. meist nur unglückliche Ehen, Ehebrüche und das Leben alter Jungfern geschildert wird. Die Familienromane für Kinder entsprechen indeß noch jener ältern Gattung und fließen über von Vaterliebe, Mutterliebe, Bruderliebe, Schwesterliebe, Großvaterliebe, Großmutterliebe, Onkelliebe, Tantenliebe, Lehrerliebe ꝛc. ꝛc., und von allen möglichen Sentimentalitäten und Weichlichkeiten und Familienkomödien und Heucheleien. Die Tugendprahlerei und das Gefühlsgeschwätz in diesen Büchern muß nothwendig schlecht auf die

Kinder wirken, und ihnen entweder lächerlich werden oder sie zur Verstellung abrichten. Die wahre Familientugend macht von sich selbst niemals so viele Worte, das wahre Gefühl ist stumm, und wenn meine Kinder jemals mir mit solchen schönen Redensarten kämen, wie wir sie in tausend dieser Kinderschriften von artigen und frommen Kindern verzeichnet finden, so würde ich sie als affektirte Narren zurecht weisen, oder als vollendete Heuchler züchtigen. Wenn ich aber im römischen Sinne Censor wäre, würde ich den Verfassern solcher elenden Bücher nicht blos die kritische Ruthe geben lassen. Wenn ich aber Napoleon wäre, so würde ich einige solcher Bücher immer neben Goethes Werther (wie Napoleon wirklich gethan) mit mir führen, um mich beständig daran zu erinnern, daß ein Volk, welches solche Bücher hat, alles mit sich machen läßt.

Geschichte.

Das Studium der Geschichte ist jetzt an der Tagesordnung. Früher herrschte die Abstraktion und Einbildungskraft in Theologie, Philosophie, Poesie, jetzt das erfahrungsmäßige Wissen. Man hatte den festen Boden der Wirklichkeit verlassen, um im Himmel, in erträumten geistigen Höhen, im Scheinlande der Dichtkunst zu leben; jetzt, da man das Unerquickliche dieses Scheinlebens zu fühlen angefangen hat, oder vielmehr, da wir durch die Schrecken der französischen Revolution und Napoleons Weltsturm so unsanft aus unsern Träumen aufgeschreckt worden sind, den Werth dessen, was ist, und den Unwerth dessen, was man sich nur einbildet, wider Willen haben müssen kennen lernen, jetzt möchten wir ganz gern zur Praxis zurückkehren. Aber der Deutsche ist noch immer verdammt, blos zu denken und zu schreiben. Nur darin spricht sich seine Sehnsucht nach Thaten aus, daß er

die vergangenen Thaten, daß er die Geschichte mit einem früher unbekannten Eifer studirt.

Dazu kommt, daß die andern Musen sich fast alle überlebt haben. Da ist kein frischer Trieb mehr weder in der Theologie noch Philosophie, und sogar die Poesie leidet an Uebersättigung. Unzufrieden mit diesen Erscheinungen der Gegenwart geht man in allen Wissenschaften und Künsten in die Vergangenheit zurück und studirt sie historisch, um das Bessere wieder aufzufinden oder um sich durch die genaue Kenntniß von Allem darüber zu trösten, daß man nicht mehr für Eins sich begeistern kann.

Daher nun die unübersehliche historische Literatur, daher die tausende von Werken, worin wir die allgemeine Geschichte, die Geschichte einzelner Zeiten, Völker, Länder oder Personen, der Staaten, Religionen, Sitten, Wissenschaften und Künste als ein fast grenzenloses Panorama um unsern betrachtenden Geist gezogen haben. Daher auch in der Poesie die vorherrschend geschichtliche Tendenz, die ungeheure Menge von historischen Romanen und Trauerspielen.

Obgleich nun aber ein so lebendiger Trieb in die Geschichtsforschung nur von außen her, nur durch den Zeitgeist, und durch die Hinneigung eines ganzen Volkes kommen konnte, so lag und liegt die Ausführung doch immer zunächst in den Händen der zünftigen Schulgelehrten, und daher ist dieses Studium

noch in das ganze Chaos der Schulgebrechen verwickelt und hat sich noch keineswegs von einer Sache der Schulpedanterei zur Sache eines freien und hohen Volksgeistes erhoben.

Bevor die Schule zu einiger Kritik gelangte, ging sie vom Standpunkt der Polyhistorei aus. Sie sammelte nur historische Notizen und häufte sie berghoch auf. Man legte nicht nur für die Geschichte eines großen Volkes, sondern auch für die der kleinsten Fürsten und Grafenfamilien Sammlungen in vielen Folio- und Quartbänden an. Man schrieb monströse Commentare über die Genealogie nicht nur der Fürsten, sondern sogar der gemeinen Edelleute und städtischen Patrizier. Es war die Geschichtschreibung der Bedienten für ihre Herren. Die Werke waren eigentlich nur Anhängsel der Dedikation. Man hatte noch keinen Begriff von einem Publikum, was historische Werke genießt und beurtheilt; man konnte keinen Begriff davon haben, denn es gab noch kein solches Publikum. Nur die Familien, nur die Amtsnachfolger, nur die Vaterstadt interessirte sich für die weitschweifige Gelehrsamkeit jener Historiographen in Allongeperücken. Neben den schätzbaren Sammlungen älterer Geschichtswerke, neben einigen brauchbaren Reichshistorien und ersten Versuchen zu welthistorischen Uebersichten wurde einem allgemeinen Interesse noch nichts dargeboten, und wenn auch hin und wie-

der eine bessere Spezialgeschichte erschien, so war es doch physisch unmöglich, eine geschichtliche Bildung des Volks auf die Lektüre so zahlloser, dickleibiger, mit den unnützesten Notizen aufgeschwellter Lokalstudien zu gründen. Es mußten erst Mittelspersonen und namentlich Kritiker auftreten, welche die Kerne von der Spreu sonderten.

An dieser Vereinzelung der historischen Notizen bei gänzlichem Mangel an großer Uebersicht war freilich nicht ursprünglich die Schule, sondern die unglückliche Zerrissenheit Deutschlands in viele kleine Staaten Schuld. Der Schule darf man aber den Vorwurf machen, daß sie den bösen Geist der Uneinigkeit und Privateifersucht, der politischen Kleinlichkeit und Krähwinkelei im Schooß unseres großen Volks auch dann noch wissentlich aus schnödem Servilismus gepflegt hat, als längst schon der bessere Geist erwacht war. Noch in der jüngsten Zeit sind seit dem Vorgang der Schweizergeschichte von Johannes Müller, der bayerischen Geschichte von Zschokke u. s. w. jene Spezialgeschichten erst recht eigentlich Mode geworden, in denen nicht nur etwa einzelne Zweige des deutschen Volksstammes, sondern sogar bloße durch Zufall abgerissene oder zusammengeflickte Theile eines Zweiges, als urewige selbstständige Nationalitäten proklamirt werden. Diese elenden Geschichtschreiber affektiren, eine Gesammtheit deutscher Nation

nicht anzuerkennen, und die Grenzen der Nationalitäten bestehen ihnen in den wunderlichen Linien, welche das Lehnswesen und der Familienerwerb mitten durch die Nationalitäten und ihnen zum Trotz gezogen hat.

Jene Pedanterei und dieser vaterlandsverrätherische Provinzialgeist herrschten mit einer gewissen Naivetät bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts. So lange gab es eigentlich keine historische Kritik unter uns, und die Gelehrten glaubten, wenn sie der alten Gewohnheit folgten und vielleicht noch einige den französischen Hofschmeichlern abgeborgte Eleganz hinzufügten, das Beste gethan zu haben.

Nun begann aber die kritische Periode. Die großen englischen Historiker wurden unsre Muster. Die alten Deutschen hatten England erobert, ihm eine neue Bevölkerung, eine neue Sprache gegeben, und wie von innerer Ahnung getrieben, ihre uralte Freiheit auf diese glückliche Insel gerettet, daß die Erinnerung daran lebendig fortlebe, und um sie vielleicht dereinst von dort zurückzuholen. In dem freien England gab es noch männliche Geister mit selbstständiger Schöpferkraft, während die weibischgewordenen Deutschen nur noch nachäffen konnten. Alle unsre Bildung hatten wir von Italien und Frankreich gebracht und uns an diesen Mustern vollends verderbt. Was die welsche Scholastik, das welsche Recht, die welsche Medicin noch Gesundes an uns

übrig gelassen, das wurde vollends durch die französische Liederlichkeit und Sentimentalität (seit Rousseau) zu Grunde gerichtet. Es war ein Glück für uns, daß der äffische Trieb, der unsre leider so jämmerlichen Großväter beseelte, sie wenigstens auch einmal nach England führte, um dort zum erstenmal wieder zu lernen, was Manneswürde sey.

Die Engländer machten die Geschichte, verstanden sie also auch zu schreiben. Der bürgerliche Gelehrte war dort nicht wie bei uns, ein verachteter Bedienter, an dem man es unerträglich lächerlich und strafwürdig gefunden hätte, wenn er sich in Politik gemischt haben würde. Der gemeinste Engländer nahm Theil an der Regierung durch die Parlamentswahlen, durch die Oeffentlichkeit der Kammern und Gerichte und durch die freie Presse. Seine Gelehrten waren selbst Staatsmänner, überschauten klar die Lage ihres eigenen Vaterlandes und lernten daher auch die Zustände anderer alten und neuen Völker und Staaten leichter begreifen. Ihr Blick war frei und groß. Der Blick der deutschen Gelehrten war benebelt und beengt. Jene waren stolze Männer, diese waren weibische Pedanten und Schulbedienten.

Der Deutsche hätte aber noch elender gewesen seyn müssen, als er war, wenn seine bessere Natur nicht dem Licht sich zugekehrt hätte, das durch seine dunkeln Kerkerwände hereinbrach. Jetzt brachten die

Dichter statt der bisher herrschenden Gallomanie die Anglomanie auf, und da eine große deutsche Provinz, Hannover, von England abhängig war, so konnten zunächst die hannöverschen uod braunschweigischen Gelehrten in Göttingen und Wolfenbüttel, wie Lessing, Schlözer, Spittler, Lichtenberg das englische Wesen, und sogar die englische Staatsverfassung preisen, ohne als Hochverräther belangt zu werden.

Inzwischen wäre es den deutschen Gelehrten damals noch unmöglich gewesen, die Geschichte des eignen Vaterlandes aus einem so freien Gesichtspunkt zu schreiben, wie die englischen die ihrige. Die besten Köpfe unter ihnen wandten sich daher von der deutschen Geschichte ab zur allgemeinen Weltgeschichte und zur Geschichte alter und fremder Völker.

Auch war der Muth dieser neuen Geschichtschreischreiber nicht durchgängig ein politischer und konnte es kaum seyn. Selbst der gewiß unerschrockene Schlözer durfte den großen Tyrannen nicht sagen, was er den kleinen sagte. Bei den meisten Historikern, die den englischen Styl annahmen, beschränkte sich der Freimuth auf die sehr wohlfeile Verdammung oder Verspottung des alten Aberglaubens. Seitdem Voltaire Modeschriftsteller geworden war, hatten die Höfe diese Art von Aufklärung adoptirt und die Gelehrten

durften sie in ihren Schulen einführen. Dazu gehörte nun kein Heldenmuth mehr. Mit den Anglomanen, Voltairianern, Rousseauschen Weltverbesserern, verbanden sich sogar katholischerseits die Illuminaten, um gemeinschaftlich das Mittelalter zu verhöhnen. Wie im Styl, so in den Gedanken legte man die alte heilige römische Reichsunbehülflichkeit ab und wurde ein leichtfertiger Spötter, ein Raisonneur, ein junger Springinsfeld. Die ehrwürdige Allongeperrücke flog ins Feuer und im Zopf und Haarbeutel glaubten sich die Leute schon ungemein erleuchtet und deuteten durch die Maschen desselben den zephyrartigen Flug ihres Geistes an.

Die Herren machten sich die Sache wirklich leicht. Was sie nicht verstanden, leugneten sie weg. Die so berühmte historische Skepsis, die durch Schlözer, Rühs ꝛc. Mode wurde, lief darauf hinaus, alles, was nicht nach den Begriffen der modernen Aufklärung vernünftig und natürlich sey, als dumme Fabel wegzuwerfen.

Man leugnete die Echtheit der Mythen und gab sie für Erfindung der Pfaffen aus. Rühs behauptete, die altnordische Edda sey ein Machwerk späterer angelsächsischer Mönche; Voß war überzeugt, die indische Sakontala sey ein Machwerk der alexandrinischen Griechen ꝛc. Es wurde schicklich, bei geschichtlichen Werken die ältesten Sagen

wegzulassen oder von ihnen nur mit Schamhaftigkeit, als von dummen Mährchen zu sprechen. Diese Narrheit war natürlich. Man hatte vorher zu viel geglaubt; jetzt glaubte man zu wenig. Vorher hatten die Jesuiten auch die albernsten Pfaffenlegenden der spätern Zeit, die protestantischen Schwarzröcke aber durch die abscheulichsten Teufel- Gespenster- und Hexengeschichten die alte ehrwürdige Sagengeschichte verdorben und verächtlich gemacht; es war natürlich, daß man nun auch das Schöne und das Wahre, das sich in den Sagen verbirgt, aus allgemeinem Haß gegen die mit der Religion verbundenen Lügen auf einige Zeit verdammte. Ein großer Nachtheil ist daraus der Wissenschaft nicht erwachsen, denn die spätern Romantiker haben dafür gesorgt, daß alle alten Sagen wieder hervorgeholt wurden. Indeß hat man doch zu beklagen, daß grade in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, während die historische Skepsis und die Verachtung der Mythen vorherrschten, so viele und große Entdeckungsreisen zu andern Völkern gemacht wurden, und daß die wissenschaftlichen Reisenden sehr häufig der Mode der Zeit huldigten, indem sie uns die interessanten Sagen fremder und wilder Völker mitzutheilen sich schämten oder gar nicht darauf achteten.

Noch auffallender war der Haß und die Verachtung gegen das Mittelalter. Der

alte Groll der Protestanten gegen das Pabstthum verwandelte sich jetzt in einen edlen Zorn der politisch Freisinnigen über den Feudalismus. Die Zeit nahte heran, da aus der Reformation eine Revolution werden sollte. Je weniger man noch handeln konnte, desto stärker sprach sich der Haß in Schriften aus. Daher schrieb man in Frankreich vor der Revolution weit heftiger gegen das Mittelalter, als nachher, und in Deutschland schreibt man jetzt noch heftiger dagegen, als in Frankreich. Der Unwille über die Ursache dessen, wovon uns die Folgen mißbehagen, ist natürlich; doch hat er sich über alle Schranken hinaus gesteigert. Man ging so weit, sogar die herrlichen gothischen Bauwerke geschmacklos zu finden, blos weil sie aus dem Mittelalter stammten. Man ließ von den alten Rittern und ihren Thaten gar nichts mehr gelten, blos weil sie Feudalherren gewesen waren ꝛc. Ja man verwarf sogar die freien Institutionen des Mittelalters, blos weil sie jener Zeit angehörten. Es fehlte nicht an Servilen, die aus jener Schmähung des Mittelalters Vortheile zogen und den modernen Absolutismus, wie er durch Ludwig XIV. und noch mehr durch Friedrich II. eingeführt worden war, als das alleinige Heil anpriesen. So lange noch nicht alle geistlichen Güter säcularisirt, die kleinen Reichsfürsten und Reichsgrafen mediatisirt waren, so lange selbst den größern Fürsten durch die alte

Reichsverfassung noch ein kleiner Zwang aufgelegt war, so lange durfte jeder ungescheut das Mittelalter verhöhnen, in dem jene noch ungestörten Verhältnisse wurzelten, die man gerne zerstören wollte.

So wetteiferten die freisinnigen und die servilen Historiker, über alles zu spotten, was jenseits der Reformation lag.

Da inzwischen der bei weitem größere Theil der deutschen Gelehrten nach seiner ehrlichen Weise die Historie, wie jede andere Wissenschaft, nur um ihrer selbst willen trieb, und ihr eine praktische Anwendung auf die Gegenwart zu geben, gar nicht einmal verstand, so war auch der Einfluß jener politischen Abneigungen nicht sehr bedeutend. Man trieb überhaupt mehr die Geschichte der alten Welt und die fremder Völker, oder wenigstens die gründlichsten und einflußreichsten Historiker zogen es vor, die uns am fernsten liegenden Geschichten zu erörtern, und das, was uns zunächst lag, zu vernachläßigen.

So reihten sich an die besseren Skeptiker eine große Anzahl indifferenter, aber gründlicher Geschichtforscher, die zum Sammlerfleiß der frühern Zeit die scharfe Kritik der neuern hinzufügten und alle, auch die fernsten Winkel der Geschichte mit jener universellen Liebe zu erleuchten strebten, die den Deutschen so vorzüglich eigen ist. Wir interessirten uns für fremde Welttheile mehr, als die Engländer, obgleich

wir keine Kolonien dort hatten. Wir studirten ohne Auftrag, ohne einen unmittelbaren Gewinn oder Dank die fernste Vorzeit, das fremdeste Land und Volk, nur um des Wissens willen. So Heeren, Schlosser, Niebuhr, Mannert ꝛc.

Herder war der erste, der den innern Zusammenhang in so vielseitigen Bestrebungen und die Harmonie in diesem neuen historiographischen Concert suchte. Er zeigte, wie der Sinn für das Einzelnste in fremden Nationalitäten und Sitten doch nur beruhe in dem höhern und allgemeinen Sinn der Deutschen für die ganze Weltharmonie, in dem Streben, alles zu umfassen, alles zu überblicken. Seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit sind eines der bedeutendsten Werke des vorigen Jahrhunderts, ja für alle Zeiten.

Schon lange vor Schelling lehrte dieses allgemein bewunderte Werk, daß die Geschichte in der Zeit dieselbe gesetzmäßige Mannigfaltigkeit darbiete wie die Natur im Raume, und daß es eben so verkehrt wäre, ganze Zeiträume der Geschichte zu verwerfen, als wenn man ganze Naturreiche verdammen wollte. Er zeigte, daß die Wahrheit nur erkannt werden könne, wenn man die ganze Geschichte in ihrem Zusammenhange überschaue, daß dagegen jedes einzelne Hervorheben und Ignoriren des andern auch

nothwendig zu einer einseitigen und meist ungerechten Ansicht führen müsse.

Aus diesem Standpunkt fing man nun auch wieder an, das Mittelalter erst zu entschuldigen, dann zu bewundern, und zuletzt fiel man wieder ins entgegengesetzte Extrem und wollte nichts mehr als das Mittelalter gelten lassen.

Die erste Hochachtung wurde demselben durch den edlen Justus Möser zugewendet. Das größte politische Genie unter den Franzosen Montesquieu, hatte nicht lange vorher gradezu erklärt, alle Freiheit der neuern Zeit sey aus den deutschen Wäldern hervorgezogen. Justus Möser führte nun in seiner vortrefflichen Geschichte von Osnabrück den Beweis davon, indem er zuerst durch das gründlichste Studium der Geschichten und Urkunden seiner altsächsischen Heimath die ehemalige, nun verschollene Freiheit des deutschen Volkes constatirte. Man wußte freilich mit den alten Urkunden nichts anzufangen, aber man liebte doch den Mann, der den geschändeten und mit dem Siegel der Sklaverei gebrandmarkten Enkeln so schöne Dinge von der Freiheit und Ehre ihrer Ahnen zu erzählen wußte. Damals, wo viele tausend Deutsche von ihren Fürsten für Geld verkauft und gefesselt nach dem Cap, nach Batavia, nach Westindien geschleppt wurden, um dort den Holländern und Engländern zur Unterdrückung ande-

rer Völker zu dienen; damals wo Deutschland voll kleiner Versailles war, in denen die französische Unzucht und die französische Sprache allein herrschte während wetteifernd Jesuiten hier und protestantische Schwarzröcke dort den Despotismus als von Gott eingesetzt rechtfertigten; damals mußte es doch einigen wenigen, unter diesem gräßlichen Druck noch nicht ganz zerquetschten Seelen wohlthun, von einer ehemaligen Freiheit des großen deutschen Volks zu hören. Derselbe Möser schrieb auch „patriotische Phantasien", worin er gar manchen guten Rath für das praktische Leben gab und die Köpfe aufzuklären, die Herzen zu erheben suchte. Sie waren nicht an die Gelehrten, sondern unmittelbar ans Volk gerichtet und besprachen dessen nächste Interessen. Doch der abgeschlossene gelehrte Kastengeist war zu mächtig. Mösers Beispiel fand keine Nachahmung.

Ein ganz anderer Mann, in der Gesinnung das reine Gegentheil von Möser, bemächtigte sich des Publikums, indem er den Schein größter Freisinnigkeit und eine Sprache annahm, welche die altdeutsche Treuherzigkeit und die mittelalterliche Naivetät affectirte. Kaum ist das deutsche Publikum jemals ärger betrogen worden. Dieser Mann war Johannes Müller, den ich unter allen deutschen Schriftstellern am tiefsten verachte. Unter der Maske des Republikaners diente er jedem Gönner und verrieth

jeden. Unter der Maske der Freiheit war er stets ein Speichellecker, unter der Maske des Patriotismus ein Verräther, unter der Maske der Ehrlichkeit und Biederherzigkeit ein vollendeter Schurke. Er schwatzte immer von Freiheit, von Eidgenossen, von Altvordern, und kokettirte unausstehlich mit seinem Tell und Winkelried, aber er hofirte zugleich allen und jedem der kleinen Tyrannen in der Schweiz, pries die Demokraten hier, die Aristokraten dort, die Oligarchen hier, die Pfaffen dort, wo sie grade herrschten, schweifwedelte vor jedem, auch dem kleinsten Tyrannen, und nannte das alles Freiheit und prahlte mit der Freiheit. Hirzel allein und Zimmermann hatten den Muth, die Schändlichkeit der damaligen Schweizer Herren aufzudecken. Hirzel sagte von den Bernern, sie hätten dem edeln Henzi den Kopf abgeschlagen, weil es ihr einziger Kopf gewesen sey, und Zimmermann sagte: „ein fremder Gelehrter kam vor einigen Jahren nach der Schweiz, um sich in einem Lande niederzulassen, wo man frei denken dürfe; er blieb zehn Tage in Zürich und ging nach Portugal.“ So mußten wahrheitsliebende Männer damals von der Schweiz urtheilen. Aber Johannes Müller machte rechts und links Bücklinge und sah nichts als freie Schweizer und bi dere tapfere Eidgenossen hinten und vorn, indem er die verstocktesten Philister von Zürich, die brutalsten Aristokraten von Bern, und die barba-

rischen Bauern von Appenzell, die den edlen Suter schlachteten, ohne Unterschied alle als die wahren Nachkommen des Tell, als die Stütze der Freiheit und des Rechts anposaunte. Doch blieb er auch dieser so gepriesenen Schweiz nicht treu, nahm nicht Theil an den großen Bewegungen in seinem Vaterlande, sondern zog es vor, im Fürstendienst fett zu werden. Er verkaufte sich den Pfaffen und schrieb die Reisen der Päpste. Da brach die Revolution aus. Flugs seinem Mainzer Herrn und Wohlthäter ungetreu, beschwor er die Mainzer, sich der französischen Republik anzuschließen, kam deshalb ausdrücklich noch einmal nach Mainz zurück und verkaufte sich selbst den Jakobinern, ließ sich das französische Bürgerrecht geben und wurde von dem Jakobinergeneral Dumouriez bei der Unterhandlung mit Preußen gebraucht. Dann wurde er wieder der französischen Republik ungetreu und verkaufte sich Preußen, dem Königthum und der russischen Parthei. Der immer noch mit seinem freien Schweizerthum kokettirende Heuchler, der ehemalige Jakobineragent und Ehrenbürger der französischen Republik schrieb nun Flugschriften im russischen Interesse gegen Frankreich und forderte in seiner „Posaune," mit Donnerstimme zu dem unglückseligen Kriege auf, der mit dem Frieden von Tilsit endigte. Aber weit entfernt, seinem Herrn im Unglück treu zu bleiben, verließ er denselben und ging zu

Napoleon über, der ihn bei seinem Bruder im neuen Königreich Westphalen anstellte. Derselbe Johannes Müller, der für Preußens Ehre sterben zu wollen schien, der in den erhabensten Phrasen zum Krieg gegen Frankreich aufgefordert hatte, derselbe spottete jetzt über Preußen in der Uniform des Hieronimus Napoleon, der sein neues Reich auf Preußens Trümmern erbaut hatte.

Auf die historische Literatur hat er sehr nachtheilig eingewirkt durch seinen Provinzialismus und durch seinen affektirten Styl, weil beides vielfach nachgeäfft wurde.

Johannes Müller isolirte die Schweizer völlig von den Deutschen und wußte ihre Geschichte mit so raffinirter Zweckmäßigkeit in dem, was er ignorirte oder hervorhob, zu schreiben, daß es wirklich den Anschein gewann, als seyen sie ein von Ewigkeit her selbstständiges und ureignes Volk und nicht blos ein Zweig des großen deutschen Stammes, ein Glied des großen deutschen Reichs. Nachdem eine heillose Politik uns in Unglück und das Unglück zur Selbstvergessenheit geführt, hat man freilich den historischen und natürlichen Zusammenhang der Deutschen ganz aus den Augen verloren. Es ist das Interesse der Einen, und die üble Gewohnheit der Andern, die zufälligen und wechselnden Grenzen kleiner Staaten mit den bleibenden und natürlichen Grenzen der Nationa-

lität zu vertauschen, mit einem Wort, eine Einheit Deutschlands selbst im idealen Sinne nicht zuzugeben, sondern mit dem Deutschland so zärtlich liebenden Marschall Davoust zu sagen: es gibt keine Deutsche, sondern nur Schweizer, Würtemberger, Baiern ꝛc. Wenn nun aber irgend Jemand berufen ist, diesen Behauptungen unserer bittersten Feinde, unserer hohnvollsten Verächter zu widersprechen, und wenn nicht an das, was in Deutschland seyn sollte, doch das, was darin gewesen ist, zu erinnern, so hat der Geschichtforscher diesen Beruf. Johannes Müller aber mißbrauchte das ihm gewordene Talent, um gerade jenen kleinlichen, falschen, unpatriotischen und unnatürlichen Provinzialismus auf Kosten der Nationalität zu vertheidigen, anzupreisen und in die Mode zu bringen. Die alten ehrlichen Spezialgeschichten hatten sich damit begnügt, ein bestimmtes Fürstenhaus oder eine bestimmte Stadt aus dem Ganzen des Reichsverbandes herauszuheben und besonders zu beschreiben, ohne darum den Zusammenhang deutscher Nation wegzuleugnen. Seit Johannes Müllers Vorgang aber wollte man Deutschland nicht nur unter verschiedne Fürsten, sondern auch unter verschiedne, einander durchaus fremde Nationen getheilt wissen. Eine solche affektirte Entfremdung der Stammgenossen und Nachbarn riß überall in Deutschland ein, und man suchte etwas drin, die Leute im nächsten Dorf,

wenn gerade eine von den acht und dreißig deutschen Grenzen dazwischen lag, wie Neuseeländer zu betrachten. Am lächerlichsten ist die Usurpation der Vorzeit gewisser Landschaften, wenn sie durch eine neue Arrondirung diesem oder jenem Staate zufallen. So gehörte früher die ganze Vorzeit Anspachs und Baireuths zur Geschichte des preußischen, eines ganz besondern, ureignen Volks. Nun gehört dieselbe Vorzeit auf einmal zur Geschichte des bairischen, eines ebenfalls ganz besondren und ureignen Volks. Neulich schrieb Einer altpreußische Sagen und da standen neben den altslavischen Sagen von der Ostsee und Weichsel die rheinischen. Man stempelt nicht nur die Gegenwart, man will auch noch die Vorzeit umstempeln.

Dem nichtswürdigen Johannes Müller verdanken wir ferner die Einführung des affektirtesten Styls in die Geschichtschreibung. Natürlich, diese ehrlose Seele, die kein Gefühl für Wahrheit hatte, konnte nur schönrednerisch heucheln. Ein schwülstiger Styl ist allemal das Zeichen einer unredlichen Gesinnung, denn die Wahrheit drückt sich einfach aus; den Schurken erkennt man aber allemal an der gesuchten Gemüthlichkeit, an der nassen Kothwärme des Styls. Der Johannes Müller'sche Styl, über den, der einfältigen Meinung vieler unsrer Schulpedanten zufolge, gar nichts geht und der unbedenklich für klas-

sisch ausgegeben wird, ist durch und durch affektirt halb dem Tacitus, halb dem Tschudi nachgeäfft, eine widerliche, heterogene Mischung und überall unwahr. Da wo nichts zu empfinden ist, mischt er eine sentimentale Phrase ein. Beim kleinsten Anlaß nimmt er die Backen voll und stimmt einen hohen Ton an. Wo der Accent nicht im Gegenstand liegt, legt er ihn in die Sprache, wie schlechte Vorleser, die einen Gevatterbrief wie eine Ode von Pindar herunterlesen.

Ich würde dieser Geschmacklosigkeit der Sprache nicht erwähnen, wenn sie nicht mit einer schlechten Tendenz Hand in Hand ginge. Dieselbe affektirte Schönrederei kehrt nämlich allemal wieder, wo man dem guten Volk Brei um den Mund schmieren und ihm irgend eine politische Niederträchtigkeit für Patriotismus und hohe Tugend verkaufen will. Wo es nur galt, Unglückliche zu höhnen und die liebe Dummheit gegen ein edles Princip zu waffnen, da stimmte man den Johannes Müller'schen Posaunenton an, und studirte jene Lügensprache des Gemüths, die, den kalten Hohn des Greises im Hintergrunde, jugendliche Schwärmerei affectirt, das Vaterland verräth im Namen des Vaterlandes, die Freiheit unterdrückt unter dem Vorwand, aufs eifrigste für sie zu handeln, ja sich für sie zu opfern, die den grausamsten Tyrannen nicht etwa blos einen großen und gu-

ten Fürsten und Vater des Vaterlandes, sondern geflissentlich noch einen Retter und Beschützer der Freiheit nennt, eben weil er sie unterdrückt, und der Nationalität, eben weil er sie ausrottet. Vorher war es genug, daß man sich in Demuth dem Ueberwinder unterwarf; heutzutage muß man aber schon in der Johannes Müller'schen Sprache dem Ueberwinder danken, daß er uns befreit hat. Wenn Napoleon die Deutschen zerstückelte und französirte, so hieß das in der Johannes Müller'schen Sprache Herstellung der Nationalität. Oder sagte jener Johannes Müller nicht in der westphälischen Kammer, Napoleon habe die deutsche Nationalität hergestellt, weil die dummen Deutschen ohne einen „Anstoß von außen" doch nichts aus sich zu machen wüßten? Und dankte Johannes Müller nicht in der gerührtesten Sprache deutscher Gemüthlichkeit Napoleon für alle die Ehre, die er Deutschland anthäte?

Man lese unsre historische, politische und zunächst nur die Zeitungsliteratur und man wird sich hinlänglich überzeugen, wie sehr diese gemüthliche Lügensprache um sich gegriffen hat.

Zum Glück sind die Schönredner unter uns weit weniger zahlreich, als die fleißigen Geschichtsforscher, die nur gesammelt und untersucht haben, ohne sich viel um den Styl zu bekümmern. Sonst würde Johannes Müller noch viel öfter nachgeäfft worden seyn.

Johannes Müller bildete den Uebergang aus der Revolution in die Restauration. Durch diese letztere kam wieder eine neue Gattung von Geschichtforschern auf.

Die schüchternen Versuche, das Mittelalter wieder zu Ehren zu bringen, wurden bald zu einer Schwärmerei dafür, sobald die französische Revolution den Fürsten Europas so bittres Wehe bereitete, daß sie sich nach den frühern gehorsameren Zeiten zurücksehnten und es bereuten, dem frivolen Geist der neuern Zeit selbst Verschub geleistet zu haben. Wozu hatte die Zertrümmerung der alten Kirche, bei der die Fürsten so thätig gewesen waren, geführt? Der alte religiöse Grund in der Gesinnung der Völker war untergraben worden. Ihre Treue wankte mit dem Glauben. Wozu hatte die vom Hof so sehr begünstigte moderne Philosophie und Poesie in Frankreich geführt? zur Revolution. O wäre man doch den Jesuiten, der alten Kirche, der alten Aristokratie, dem Unterschied der Stände, kurz dem Mittelalter treu geblieben! So dachten jetzt diese Regierungen und billigten und unterstützten alle die Versuche, welche einzelne Gelehrte, Künstler, Dichter, zum Theil aus ganz andern Gründen machten, um die Erinnerung des Mittelalters recht lebhaft aufzufrischen.

Die Philosophie unter Schellings, die Dichter unter Tiecks Banner verschafften der Romantik einen

so glänzenden Sieg in der Literatur, daß auch die Geschichtschreibung sich romantisch färbte. Da wurde die von Schlözer verachtete Sagengeschichte wieder aufgenommen und wenn die historischen Skeptiker von dem Grundsatz ausgegangen waren, die Menschheit habe sich erst allmählich aus thierischer Rohheit durch glückliche Erfindungen zur Kultur herausgebildet; so stellte nun Friedrich Schlegel den reinen Gegensatz auf, die Menschheit sey ursprünglich höchst vollkommen gewesen, habe aber erst allmählig durch Sünde und Entartung die ihr von Gott mitgetheilten höhern Kräfte verloren. Wollten jene Skeptiker den alten verworrenen und dunkeln Mährchenplunder beseitigt wissen, um sich dem heitern Licht der aufgeklärten Zeiten zuzuwenden; so riethen diese Romantiker nunmehr, gerade umgekehrt, die alltägliche Prosa der modernen, verdorbnen Zeiten zu verlassen, und in jenen alten heiligen Sagen dem Urquell aller Erkenntniß, aller Poesie und alles Lebens nachzuspüren. Daher die tiefsinnigen Forschungen von Görres, Creuzer, Ritter, Kanne, Rhode, Windischmann ꝛc.

In die politische Geschichte der mittlern und neuern Zeiten fand indeß die Romantik nicht viel Eingang. Hier herrschten die Skeptiker, die Rationalisten, die Aufgeklärten, die Illuminaten und die ganz unpartheiischen Historiker immer vor. Nur in

Kirchengeschichten, wie die von Stollberg und Katerkamp; nur in philosophischen und politischen Systemen, wie von Fr. Schlegel, Haller 2c. und hauptsächlich in der Poesie, wie bei Tieck, Arnim, Fouqué 2c. wurde das Mittelalter laut gepriesen, aber nicht in den Werken, welche der politischen Geschichte gewidmet waren. Hier anerkannte man in der Regel nur die Größe jener Zeit, ohne sie unbedingt der unsrigen vorziehen oder gar herstellen zu wollen.

Ich muß diesen Umstand besonders hervorheben. Alle Fakultäten huldigten mehr oder weniger dem romantischen Restaurationsprincip, aber die Geschichtschreibung grade am wenigsten. Und dies war natürlich. Grade die nähere historische Prüfung des Mittelalters muß den Enthusiasmus für dasselbe, der durch die alte Kunst und Poesie und besonders durch den äußern Glanz der alten Kirche geweckt wird, ermäßigen. Sodann aber stand dem unbedingten Anpreisen des Mittelalters auch in dem Augenblicke, wo Deutschlands Einheit nicht mehr nöthig schien, eine nicht unwichtige politische Rücksicht im Wege. Gegen Frankreich mußte man sich vereinigen; in dieser höchsten Noth, in den Jahren 1809 — 13 hörte man gern von einem einigen Deutschland, von der alten Herrlichkeit und Macht des deutschen Reiches unter Einem Kaiser reden. Aber diese Periode dauerte nicht lange. Als Napoleon gestürzt war, traten die

alten Unterschiede wieder grell hervor. Da durfte man an dem Mittelalter nur das preisen, was sich auf den strengen Unterschied der Stände, auf die Vorzüge des Adels, auf die Sklaverei der Bauern bezog, aber nicht das, was sich auf die Einheit des Reichs, auf die Unterordnung der Fürsten unter den Kaiser bezog. Daher kam es, daß die dem Zeitgeist huldigenden Historiker seit der Restauration dem Mittelalter nur eingeschränkt, nur unter gewissen Bedingungen ihre Bewunderung zollten. Weit entfernt, es im Ganzen zu loben und den beiden großen Instituten desselben, der Kirche und dem Reiche Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, hoben sie nur die romantischen Geschichten der einzelnen Fürstengeschlechter heraus, und umkleideten sie mit dem Zauber des Wunderbaren und Rührenden, indem sie das Aufblühen derselben aus der ziemlich späten Zerstörung des Reichs als ein mythisches und als den eigentlichen Anfang der Geschichte bezeichneten. Wie man unter Ludwig XIV. die ganze antike Mythologie und Kunst geplündert hatte, um die großen Alongeperücken der sieben Churfürsten von allen Göttern und Göttinnen bekränzen zu lassen; so wurde jetzt die Romantik, die deutsche Sage, die altdeutsche Kunst und Poesie als eine reiche und bisher unbillig vergessene Rüstkammer der Schmeichelei ausgebeutet.

In der neuesten Geschichtschreibung der Deut-

schen tritt eine gewisse vornehme Kälte, eine affectirte Unpartheilichkeit, ein gleichsam erhabenes, aber doch im Grunde nur ängstliches Darüberwegsehen charakteristisch hervor. Auch das ist eine Folge der Zeitumstände. Man muß dies dem Herrn von Raumer und vielen andern dieser Gattung verzeihen. Im Staatsdienst, in vornehmen Verbindungen, nicht nur unter der Censur, sondern selber Censor, unter Umständen, wo es räthlich scheint, öffentlich zu befehlen, daß die Geschichtsschreiber von den Vorfahren der Dynastie nur lobend sprechen — wie kann man da anders schreiben, als Herr von Raumer schreibt? Es betrübt aber nicht wenig, zuzusehen, wie sich der menschliche Geist winden und krümmen muß, um unter solchen Umständen noch unbefangen und frei zu erscheinen.

Dies dürfte, kurzgefaßt, der Kreislauf der historiographischen Tendenzen seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts gewesen seyn. Wir betrachten nun noch die historischen Arbeiten nach ihren Gegenständen.

Die allgemeine Weltgeschichte war schon längst eine Aufgabe der Historiker gewesen und schon die ältesten Chronisten hatten sie zu lösen versucht; ja auch später noch liebten es die Geschichtsschreiber des ersten besten Klosters oder der ersten besten Reichsstadt, wenn sie auch die Reihe der historisch-wichtigen Personen nur mit einem kleinen Abt oder Bür-

germeister schlossen, gleichwohl mit Adam anzufangen und die ganze biblische und römische Geschichte durchzurepetiren. Man theilte die Weltgeschichte überhaupt nach den s. g. vier Monarchien ein, und nahm an, daß man jetzt unter der letzten lebe. Die Kaiserkrone war das sichtbare Symbol der Weltherrschaft, mithin auch der Weltgeschichte.

Mit der Reformation und dem Humanismus kam die schulmäßige Behandlung der Weltgeschichte auf. Man trachtete nach Handbüchern für den Unterricht, nach einer systematischen Uebersicht für die Schüler, und zugleich nach größter Vollständigkeit für die Lehrer. So entstand das Chronicon Carionis, das als erster Versuch einer übersichtlichen Weltgeschichte ungemeinen Ruhm errang. Doch die Polyhistorei überwog. Man verlor sich im Detail und nach dem dreißigjährigen Kriege herrschte wieder eine kleinliche Barbarei auf Schulen und Universitäten, die jeder großartigen Auffassung der Dinge widerstrebte. Nur der Sammlerfleiß erwarb sich in jener Zeit ausgezeichnete Verdienste. Neben den großen Sammlungen von Urkunden und historischen Denkmalen, die man in schönen Folioausgaben zusammendrucken ließ, machten sich besonders zwei umfangreiche welthistorische Werke bemerklich, das große sog. Basler Lexikon von Iselin, das alle historische Personen und Lokalitäten nach dem Alphabet, und Zieg-

lers Schauplatz der Zeit, der alle historische Begebenheiten nach dem Datum zusammenstellte.

Der spanische Erbfolgekrieg rüttelte die Deutschen wieder auf und brachte sie namentlich mit den Engländern und Franzosen in Berührung. Ein so großer europäischer Krieg gewöhnte die Gelehrten an Uebersichten, und das Beispiel der berühmten Geschichtschreiber und Politiker, die in Frankreich und England auftauchten, konnte nicht ganz ohne Einfluß auf Deutschland bleiben. Da fing man an, das Gewicht auf die Pragmatik, auf den Causalzusammenhang der Weltbegebenheiten zu legen. Schmauß, ein guter politischer Kopf, gab das erste Beispiel, und lehrte die Deutschen, ihre Gelehrsamkeit und Systemsucht mit freien und praktischen Ansichten zu verbinden. Gatterer wurde in diesem Sinne der eigentliche Reformator des historischen Schulunterrichts. Auch Schrökh, der Kirchenhistoriker, schrieb eine vielgelesene Weltgeschichte im neologischen Sinn. Die Anforderungen der Aufklärung wurden immer dringender und verdrängten die alte Unwissenheit, das alte unkritische Anhäufen von Notizen. Aber die größten Talente hielten sich, um nicht in ihrer Arbeit stecken zu bleiben, an kleinere Stoffe. Schlözer, Spittler, Justus Möser ꝛc. umfaßten nicht das Ganze der Weltgeschichte.

Herder erkannte die Schwierigkeit der Aufgabe,

Er sah ein, daß es mit der alten historischen Pragmatik nicht gethan sey, daß überhaupt die politische Geschichte nicht die ganze Geschichte sey, daß dazu auch die Geschichte der Religion, Sitte, Kultur ꝛc. gehöre. Aber er glaubte nicht, ein Werk in diesem weiten Sinne schreiben zu können. Er lieferte nur die ersten „Ideen" dazu.

Seitdem griff man das schwierige Geschäft auf die mannigfachste Weise und zum Theil zu sehr verschiedenen Zwecken an.

Remer versuchte zuerst das Detail der Kulturgeschichte mit der politischen Geschichte zu verbinden, war aber seines Stoffs nicht mächtig und häufte nur Namen auf. Weit nützlicher war Beck, der in vier dicken Bänden die Weltgeschichte (bis ins 15te Jahrhundert) einfach chronologisch und ethnographisch ordnete und dem kleinen wohlrubricirten Text in ungeheuren Noten die Verzeichnisse aller, das Detail beleuchtenden historischen Quellen unterstellte, so weit sein kolossaler Fleiß ihrer habhaft geworden war. Eichhorn schrieb im Gegentheil nach dem Beispiel der alten Classiker und Engländer im Zusammenhange, und sah mehr auf einen reichen und wohllautenden Text, als auf gelehrte Noten. Doch bewieß sein etwas trockenes Werk, daß Schulmänner und zumal Theologen wohl nicht zu Welthistorikern geboren sind. Dazu gehören Staatsmänner und Philoso-

phen, welche noch nicht einmal zu besitzen, wir uns bescheiden müssen.

Heeren erkannte das richtige Maaß, innerhalb dessen es dem Schulmann vergönnt ist, Historiker zu seyn. Er begnügte sich mit kritischer Erforschung der unbekannten Geschichte in seinen „Ideen über Politik, Verkehr und Handel der vornehmsten Völker des Alterthums," und mit klaren Uebersichten der Hauptbegebenheiten in seinen Handbüchern der alten und neuen (nicht auch der mittlern) Geschichte. Das tiefere historische Urtheil und den schönern Styl überläßt er Andern, die nicht Cathedermänner sind, die ihr Schicksal und Talent zu wahren Geschichtschreibern stempelt. Diese Erkenntniß der Schranken, bis wie weit ein Schulmann Historiker seyn kann und bis wie weit nicht, ist mir immer an Heeren sehr achtungswürdig erschienen.

Schlosser wollte offenbar über diese Schranken hinaus, indem er den riesenhaften Entschluß faßte, mit dem Sammlerfleiß Becks die großartigen Ansichten der antiken und englischen Historiker zu verbinden und zugleich den kritischen Scharfsinn aller bisherigen Historiker insgesammt zu übertreffen. Sein großes weltgeschichtliches Werk zeugt von der seltensten Geisteskraft, aber es ist nichts desto weniger eine Monstrosität; zugleich philosophische Weltgeschichte und zugleich detaillirteste Specialgeschichte, zugleich

freie Erzählung und zugleich polemische Untersuchung, will dies Werk offenbar zu viel auf einmal seyn, und seine eigenen Vorzüge sind es, die sich einander im Wege stehen und das Ganze schwerfällig machen. Wenn er sich zertheilen könnte, hätte er zwei bis drei Gelehrte abgeben können, die vielleicht einzeln mehr Ruhm erworben hätten, als er, in dem sie alle sind. Gewiß ist seine ängstliche Kritik, sein schneidend scharfes Abmessen der historischen Wahrheit ein bei seinen Schülern fortwirkender Segen und nicht hoch genug zu achten; so wie es uns auch mit Bewunderung erfüllt, daß er, obgleich ein Schulmann, doch der einzige Deutsche ist, der eine Geschichte der französischen Revolution geschrieben hat, die sich sehr gut neben und nach denen lesen läßt, die von französischen Staatsmännern geschrieben sind. Eine solche Ausnahme hebt die Regel keineswegs auf, macht aber dem, der sie macht, Ehre.

Johannes Müllers allgemeine Geschichte wäre kaum der Rede werth, wenn sie nicht durch seinen Namen berühmt worden wäre. Sie besteht aus einer Aneinanderreihung geistreich seyn sollender Tableaux ohne innern Zusammenhang und ohne Consequenz der Ansicht.

Luden, dem sie vorgeschwebt hat, suchte ein etwas erweiterteres und zusammenhängenderes Gemälde der Weltgeschichte zu entwerfen und bildete sich

nicht mit Unrecht etwas auf seine Pragmatik ein. Für die Entwickelung politischer Intriguen hat er einen eigenen Sinn, aber nicht so für die Auffassung dessen, was man das Romantische in der Geschichte nennen könnte, und was ihre wahre Seele ist. Auch ist ihm die Ursache immer um die Hälfte mehr werth als die Wirkung, und es macht ihm ein unverhältnißmäßiges Vergnügen, sich in Vermuthungen zu erschöpfen, selbst wenn sie ungegründet sind. Dabei ist sein Styl durch Johannes Müller verdorben, gespreizt, pathetisch, und selbst bei den trockensten Untersuchungen declamatorisch.

Einer Menge kleinerer Handbücher der Weltgeschichte, für die Schüler auf Universitäten und Gymnasien geschrieben, will ich hier nicht gedenken, denn wo würde ich da enden? Ich erwähne nur Bredows Tabellen und Kruses historischen Atlas, deren Brauchbarkeit sich bewährt hat.

Auch außerhalb der Schule hat man die Weltgeschichte zu lehren und populär zu machen gesucht. Beckers Weltgeschichte für die Jugend wurde sehr berühmt und verbreitet und gehörte wie Robinson Crusoe, Rochows Kinderfreund und Gellerts Fabeln zu den beliebtesten Lesebüchern, obgleich es viel unpassendes Geschwätz enthält. Bredows Handbuch, für Bürger und Bauersmann berechnet, dachte sich sein Publikum gar zu spießbürgerlich und bäurisch und

fand eben deshalb keinen Anklang im Volk. Wenn der Handwerker und Landmann sich einmal um die Weltgeschichte bekümmert, will er auch von großen Dingen, von Kirche und Staat, von Krieg und Helden hören und nicht vorzugsweise, wann das Glas erfunden, die Kartoffeln und der Tabak eingeführt worden sind rc.

Merkwürdig ist, daß im protestantischen Deutschland keine Weltgeschichte mit entschiedener liberaler Tendenz geschrieben wurde. Die Aufklärung verbreitete sich hier so schnell und allgemein und unter der Aegide Friedrichs des Großen in so monarchischer Richtung, daß sie gar nicht einmal im Charakter einer Opposition auftreten konnte, sondern weit mehr in die Fehler einer herrschenden Partei fiel. Im katholischen Deutschland war es umgekehrt, daher tritt hier die Opposition in Weltgeschichtschreibern hervor, zuerst in Westenrieder, dann in Rottek.

W e s t e n r i e d e r war der Geschichtschreiber der Aufklärung in Baiern, wie Salat deren Philosoph. Er suchte durch Eleganz, durch angenehmen Styl und durch Kupferstiche ein großes Publikum zu gewinnen; aber die Concurrenz der protestantischen Gelehrten stellte ihn immer etwas in den Schatten.

R o t t e k erwarb sich ein weit größeres Ansehen, und trat mit den protestantischen Concurrenten kühn in die Schranken, da er in dem Zeitpunkt, in wel-

chem die letztern servil zu werden anfingen, seinerseits desto liberaler wurde. Immer blieb etwas an den katholischen Schriftstellern übrig — und wenn sie auch noch so aufgeklärt waren — was von Seiten der protestantischen als Unbehülflichkeit vornehm belächelt wurde. Es hatte sich bereits ein gelehrter Adelstolz unter den Protestanten gebildet, welcher den Katholiken die Ebenbürtigkeit nicht zugestehen wollte. Diese Hoffärtigen konnten nun nicht tiefer beschämt werden als dadurch, daß sie, je weiter der Zeitgeist voranschritt, hinter dem Freisinn der einst von ihnen verachteten Katholiken zurückblieben. Stolz auf den Freisinn ihrer Vorgänger, der Humanisten und Reformatoren, glaubten sie ewig in behaglicher Ruhe davon zehren zu dürfen. Die Katholiken hatten keine solche Vorbilder, aber sie wagten selbst freisinnig zu seyn. Hierin ist Rotteks großer Ruhm begründet. Als Forscher steht er hinter den stupenden Gelehrsamkeiten von Göttingen, Heidelberg, Berlin zurück; aber als Geschichtsschreiber für das Volk hat er alle überflügelt. Seine Weltgeschichte ist in unzähligen Exemplaren überall verbreitet. Warum? weil er freisinnig ist, weil er es ungleich mehr ist, als alle Weltgeschichtschreiber der Protestanten. Nicht die Gelehrsamkeit hat hier entschieden, sondern der Zeitgeist. Auch nicht der Geschmack hat hier entschieden, sondern der Zeitgeist. Man kann an Rotteks berühmtem

Werk mancherlei, vom Standpunkt der Forschung und des Geschmacks, mit Recht aussetzen, aber er ist durchdrungen von einem tiefen Rechtsgefühl, von einer lebendigen Liebe zur Freiheit, von einer heiligen Achtung alles Edlen im Menschen und seiner Geschichte. So will aber das Volk den Geschichtschreiber. Der gelehrten Citaten, von denen es nichts versteht, und der Johannes Müllerschen Schönrednerei, deren Lügengeist es endlich erkennt, ist es nunmehr satt.

Schon bei der Theologie habe ich jener merkwürdigen Verwechselung der Pole gedacht, vermöge welcher die Protestanten servil und jesuitisch, die Katholiken liberal und reformatorisch geworden sind. Dies zeigt sich auch in der Geschichtschreibung. Rottek als geborner Katholik und Friedrich Schlegel als geborner Protestant haben die Rollen getauscht. Der letztere hat in seinen philosophisch-historischen Werken alles, was seit dem Mittelalter Großes geschehen ist, die Reformation und Revolution, als Werke des Satans verdammt und hofft von einer unmittelbaren göttlichen Einwirkung die Wiederherstellung der römisch-päpstlichen Universalmonarchie und des alleinseligmachenden Feudalismus mit Leibeigenschaft 2c. Diese Ansichten sind eben so unpopulär geblieben, als die von Rottek populär geworden sind. Selbst Görres, der zweimal liberal

war, zur Zeit der französischen Republik vor Napoleon, und zur Zeit der Unzufriedenheit nach Napoleons Sturz, selbst Görres, der weniger mit Dinte als mit Flammen schrieb, verlor alle seine Popularität, da er für Hierarchie und Feudalismus eiferte. Man fragte nicht nach dem philosophischen Princip, sondern nur nach der praktischen Folge und kein Ruf war so felsenfest gegründet, daß er nicht vom Ostracismus der öffentlichen Meinung zu Scherben zerbrochen worden wäre. Freilich war es nachtheilig für diese Ultramontanen, daß sie vorzugsweise die ohnmächtige alte Kirche priesen. Diese konnte sie nicht schützen, ihnen nicht danken. Dies konnte nur der Staat, daher sehen wir auch, daß bei ihren Schülern und Nachfolgern der kirchliche Jesuitismus in den politischen umschlägt.

Noch unfruchtbarer sind die welthistorischen Systeme, die als integrirende Theile dieser oder jener bestimmten Philosophie die Geschichte wie einen weichen Teig beliebig nach der Form des Systems verkneten. Alle großen Völker und Helden, Schicksale und Zustände der Geschichte dienen hier nur dazu, die Paragraphen eines hölzernen Kathedermannes zu erläutern. Wenn sich ein Philosoph von ich weiß nicht wem bezahlen läßt, um aus der Weltgeschichte zu beweisen, daß der Papst der wirkliche Statthalter Christi, daß in allen Satzungen der Päpste der heilige Geist ent-

halten sey, daß das Institut der Mönche ein heilsames, daß die Feudalaristokratie eine göttliche Einrichtung sey ꝛc., so weiß man doch, wozu das alles? so sieht man doch, wem es Vortheil bringt? so hat die Sache doch eine, wenn auch nicht folgenreiche, praktische Bedeutung. Aber wenn ein Professor der Allwissenheit, dessen kleines Gehirn von Hochmuth berstet, ohne kirchliche oder politische Beziehung, um sonst und wieder nichts, blos zur Befriedigung seiner eignen Eitelkeit, das Ei seines Unsinns in eine Philosophie der Weltgeschichte legt, um es darin riesengroß auszubrüten, so ist dies etwas für das Leben ganz Unnützes. Ich kann es hier nur der Kuriosität wegen anführen. Aus Schellings und Hegels Schule sind mehrere solche tolle Systeme hervorgegangen, in denen der Weltgeschichte ganz treuherzig gratulirt wird, daß sie in die Paragraphen der Herren Professoren passe; denn wenn sie zufällig nicht passen würde, so läge die Schuld offenbar an ihr und nicht an den Professoren, und wenn eins dem andern weichen müßte, so hätte offenbar die Weltgeschichte zu weichen, und nicht der Professor.

Mit solchem Unsinn erfüllt man die Köpfe der Studirenden überall, wo sich der Hegelianismus niedergelassen hat. Die Abstraktion legt sich wie eine dunkle Wolke von Heuschrecken auf die geschichtliche und Naturerfahrung und schließt alle gesunde Erkennt-

niß aus und es bleiben nichts übrig, als todte Grillen.

Doch auch dieses Extrem mußte seinen Gegensatz finden und fand ihn in Berlin selbst unter Hegels Augen. Der treffliche Ritter begründete eine ganz neue durchaus erfahrungsmäßige Behandlung der Weltgeschichte, indem er die Geschichte auf ihren Schauplatz und auf ihre natürlichen Bedingungen zurückbezog und sie aufs engste mit der physischen Geographie verband. Zu der kirchlichen und politischen Geschichte trat nun noch die Sittengeschichte, die Kunstgeschichte, die Kunde des gesammten Volkslebens in allen seinen moralischen und physischen Erscheinungen, in seinen Schicksalen, Denkmalen und Zuständen, zusammenhängend mit der eigenthümlichen Beschaffenheit der Länder. Auf diese Weise erhielt die Weltgeschichte durch Ritter eine noch viel höhere Aufgabe, als durch Beck, und Ritter war zu einem noch viel umständlicheren Sammeln aufgefordert; aber er konnte auch des unermeßlichen Stoffs um so weniger ganz Herr werden, er konnte nur ein Werk anlegen, das viele andre nach ihm werden fortsetzen müssen, wenn es auch nur eine relative Vollständigkeit haben soll. Sein Fleiß ist bewundernswürdig. In seinen Anordnungen vermissen wir dagegen das Gleichmaß, denn physische Geographie, politische und merkantilische Statistik, Sittengeschichte und politische

Geschichte sind nicht auf gleiche Weise betheiligt. Das Ganze hat nicht genug regelmäßige Struktur, ist zu sehr ein Conglomerat von Notizen. Doch war es wohl unmöglich, jetzt schon etwas Vollständigeres und Zusammenhängenderes zu liefern. Es ist bei weitem noch nicht genug vorgearbeitet.

Erst müssen die einzelnen Farben präparirt werden, ehe der ganze Regenbogen hervortreten kann. Die Geschichte der Religionen, der Künste, der Wissenschaften, der Sprachen, die Kunde der Racenunterschiede, der physischen und sittlichen Völkereigenthümlichkeiten muß noch weit mehr durchgearbeitet seyn, um die politische Geschichte und Geographie, die bisher vorgeherrscht haben, zu ergänzen. Eine Vergleichung aller Sprachen hat V a t e r eingeleitet, und W i l h e l m v o n H u m b o l d t und K l a p r o t h haben sich besonders um Erforschung der bisher wenig beachteten nordischen und tartarischen Sprachen großes Verdienst erworben.

Merkwürdig ist, daß die Sittengeschichte noch durchaus keine gründliche Behandlung erfahren hat. Es gibt einige Sammelwerke, welche die religiösen Kriegs-, Hochzeits- und Begräbnißgebräuche oberflächlich beschrieben und gemeiniglich durch schlechte Kupfer erläutert werden; aber es sind geistlose Auszüge aus Reisebeschreibungen. Es gibt eine Menge Anthropologien, worin versucht ist, die verschiedenen

Eigenheiten und Abnormitäten des menschlichen Charakters und Körpers unter ein System zu bringen, die aber der geschichtlichen Vollständigkeit entbehren. Eine zugleich philosophisch und geschichtlich gründliche Sittengeschichte fehlt noch und wäre wohl eine würdige Aufgabe für einen großen Geist.

Betrachten wir nun die einzelnen Epochen der Weltgeschichte.

Die älteste Geschichte des Orientes ist seit einiger Zeit ein Lieblingsgegenstand unserer vornehmeren Gelehrten. Zwar hat es seit der Reformation immer schon unter den Theologen große Orientalisten gegeben, die vom Bibelstudinm ausgehend überhaupt die orientalischen Sprachen und Alterthümer erläuterten, wie zuletzt Reiske, Michaelis, Eichhorn, Gesenius ꝛc.; doch mußten erst die Dichter kommen, um den Geschmack für den alten Orient, auch jenseits der Theologie auszubreiten. Man ging von den Juden zu den Arabern, Türken und Persern, dann zu den Indiern und Chinesen über. Herder gab den Dichtern den ersten Anstoß. Er faßte die poetische Seite des Judenthums auf und leitete so zu der Poesie des Muhamedanismus hinüber. Damit begannen aber auch die gründlichen Untersuchungen der muhamedanischen Geschichte.

Hartmann blieb noch bei der Poesie stehen. Ihm verdanken wir die trefflichen Uebersetzungen der

Moallakat und von Medschnun und Leila. Joseph von Hammer ging ebenfalls von der Poesie aus, eröffnete die Fundgruben des Orients, übersetzte die göttliche Schirin der Perser, den Hafis, Baki, Montenabbi, die Rose und Nachtigall der Türken ꝛc., schritt aber zur Geschichte fort und gab in seiner unsterblichen Bearbeitung der osmanischen Geschichte uns das erste große treue Bild des türkischen Reichs in dem Augenblick, da es seinem Untergang entgegeneilt. Habicht gab uns die Tausend und eine Nacht in reiner Gestalt. Tholuk machte uns mit der muhamedanischen Mystik bekannt.

Von da ging der forschende Geist weiter und öffnete sich in Hinterasien eine neue Welt. Heerens Ideen über den Handel und die Politik der altorientalischen Völker, Görres asiatische Mythengeschichte und Creuzers Symbolik suchten, jener mehr in politischer, diese beiden mehr in religiöser Beziehung die älteste gebildete Welt aus dem bisherigen Dunkel zu ziehen. Daß man die religiöse Seite hervorhob, war natürlich. Jene ältesten Staaten waren eben Priesterstaaten und ihre Geschichte ist ganz in Mythen begraben. Die Schellingsche Philosophie, welche alles, was gewesen ist, heiligte und in einem neuen Licht erscheinen ließ (da man sonst immer um des Neuen willen das Alte verachtet hatte), und die Lehre Friedrich Schlegels, daß die Menschheit von der Voll-

kommenheit zum Verderben hinabsteige, brachte in das Studium der ältesten Vorzeit einen Schwung. Man begeisterte sich dafür und die Poesie und Weisheit, die man insbesondere bei den Indiern fand, nährte den Eifer. Der Zusammenhang, den zuerst Görres im gesammten Heidenthum der alten Welt entdeckte, und den nachher Creuzer mit unermüdlichem Fleiß weiter entwickelte, mußte überraschen. Allein der dunkle und verworrene Stoff ließ verschiedenartige Behandlung zu und gab den Divinationen allzu viel Raum. Daher bemächtigte sich dieses Studiums bald die gelehrte Grübelei und der Fanatismus philosophischer Consequenz. Die Arbeiten von Kanne, Rhode, Windischmann und einigen andern, zeugen von größter Liebe und Begeisterung für den Gegenstand, von ungeheuerm Sammlerfleiß, von merkwürdigem Scharfsinn, aber durch ihre wechselseitigen Widersprüche beweisen sie leider nur, daß entweder nur einer, oder daß keiner Recht hat, und daß in jedem Fall ein kostbares Studium verschwendet ist, um leere Einbildungen zu gebären. Gleichwohl müssen alle Irrthümer hier durchgemacht werden, damit man der Wahrheit näher komme. Die älteste Geschichte des Menschengeschlechts bleibt immerhin ein höchst wichtiger und interessanter Gegenstand der Untersuchung und was von Deutschen dafür geleistet worden, übertrifft weitaus die Arbeiten anderer Völker. Von

Schelling erwartete man längst eine umfassendere Arbeit über diesen Gegenstand, aber er hat damit zurückgehalten.

Im Einzelnen war man für Persien am wenigsten thätig. Kleuker übertrug eigentlich nur den Anquetil du Perron ins Deutsche, Rhode gab über Baktra nur historische Hypothesen. Ueber die mongolischen Völker und China haben Schmidt und Plath zwei sehr lehrreiche Geschichtswerke geschrieben. Die meiste Liebe haben wir aber Ostindien zugewendet. Den beiden Brüdern Schlegel gebührt der Ruhm, das Studium des Sanskrit zuerst in Deutschland eingeführt und den Geschmack für indische Philosophie und Poesie weiter verbreitet zu haben. Neben ihnen hat Bopp durch sprachliche Forschungen und Ausgaben, Peter von Bohlen durch geschichtliche Untersuchungen das meiste gethan. Früher schon war durch Georg Forster die Sakuntala und von Andern Anderes, doch meist in Prosa aus dem Englischen übersetzt worden, und die Liebe zu den Indiern ist insofern nichts Neues bei uns, sondern sie hat nur zugenommen.

Die Anhänger der altorientalischen Weisheit und Dichtkunst haben sich mit den Romantikern gegen die Classiker verbündet. Es liegt wirklich etwas Uebereinstimmendes in der Hierarchie der Inder, Aegypter, Magier und Chinesen und derjenigen des ro-

mantischen Mittelalters, und je einseitiger der Classicismus vorherrschte, um so natürlicher war die wechselseitige Annäherung der schwächeren Partheien, des Orientalismus und der Romantik zur gemeinsamen Vertheidigung gegen jenen. Dieser Krieg hat wohlthätig gewirkt. Er hat die Classischen aus ihrer Einseitigkeit und aus ihren Vorurtheilen aufgerüttelt.

Das klassische Alterthum, Griechenland und Rom, galt seit der Reformation für das Ideal der Bildung, und man vergötterte es in dem Grade, in welchem man das altkatholische Mittelalter verdammte. Die ersten Humanisten und sogar noch die Holländer nach ihrer glorreichen Revolution, hatten beständig das Leben und den Geist der Alten vor Augen, und die Sprache war ihnen nur ein Mittel zur Kenntniß der darin ausgedrückten Sache. Nachher aber bemächtigte sich der Welt (außerhalb Paris) eine so allgemeine Geistlosigkeit nnd Pedanterei, daß auch jene klassischen Studien in Sylbenstecherei ausarteten. Erst Heyne in Göttingen fing wieder an, in der Schaale der Sprache den Kern der Sache zu suchen. Seitdem schieden sich die reinen Sprachforscher von den Sachforschern, obgleich noch in vielen Fällen die Gelehrsamkeit in Rücksicht auf die Form und den Inhalt gleich ausgezeichnet war.

Als gelehrter Sprachforscher, Uebersetzer und Literarhistoriker steht Friedrich August Wolf oben

an, ein Mann, der Geschmack und Geist mit der Buchstabengelehrsamkeit in hohem Grade vereinigte. Unter den Grammatikern fanden für die griechische Sprache Buttmann und Thiersch, für die lateinische Bröder und Grotefend, unter den Lexikographen die Griechen Schneider und Passow, die Lateiner Scheller und Bauer die größte Verbreitung.

In Uebersetzungen aus dem klassischen Alterthum ist ungeheuer viel geschehen. Wolf suchte Geschmack und Treue zu vereinigen, übersetzte eben deshalb aber nur wenig. Die übrigen folgten mehr dem Geschmack, nach dem Vorgang Wielands, oder der Treue nach dem Beispiel des Johann Heinrich Voß. Die freien Uebersetzungen Wielands werden immer musterhaft bleiben, denn sie machen uns das leicht, was uns andre Uebersetzer schwer machen, sie führen uns in den Geist des Alterthums ohne Qual, ohne Pedanterei ein, und sie sind frei, nur so weit es die Leichtigkeit der Bewegung erfordert, ohne daß sie die Treue verletzen. Sie bleiben im Gegentheil dem Geist und Inhalt der Alten um so treuer, als sie zuweilen in der Form die sklavische Treue verlassen. Voß dagegen hat die metrische Treue, das Klappen der Sylben für die erste, dann die grammatikalische Treue, die sklavische Nachbildung jedes Worts und selbst der Wortstellung, für das zweite Erforderniß

einer meisterhaften Uebersetzung gehalten, und darüber das dritte, das Erforderniß der freien natürlichen Bewegung, ganz außer Acht gelassen. Daher ist seine Sprache überall hart, steif, pedantisch, er mag eine erhabene oder eine leichtfertige, eine feierliche oder eine naive Dichtung übersetzen; und er macht uns die Lektüre solcher Werke, worin grade die lieblichste Grazie walten sollte, zu einer unerträglichen Qual. Die übrigen Uebersetzer haben sich meist nach dem Beispiel von Wieland oder Voß gerichtet. Unter den vielen ausgezeichneten will ich nur erwähnen die treffliche Uebersetzung des Herodot von Lange, des Demosthenes von Jacobs, des Virgil von Neuffer ꝛc. Viel Wesens ist einmal von Schleiermachers Plato gemacht worden; allein diese Uebersetzung ist so verfehlt, wie es die von Voß sind, ihre Sprache ist geschraubt, affectirt und entbehrt aller platonischen Grazie.

Für die classische Literargeschichte ist im Einzelnen von den Editoren neuer Ausgaben und in Zeitschriften und kleinen Werken immer sehr viel geleistet worden. Gesammtübersichten haben Wolf, Eschenburg, Friedrich Schlegel, zuletzt der gründlichst bewanderte Bähr gegeben.

In den mythologischen Untersuchungen zeichnete sich nach Heyne besonders Hermann aus. Das größte Aufsehen aber erregte der Kampf zwischen zwei

Partheien, nämlich zwischen der orientalischen, an deren Spitze Creuzer stand, und der klassischen, deren Vorkämpfer Voß war. Beide lebten in Heidelberg zusammen und der Haß wurde persönlich. Voß wollte vom alten Orient nichts wissen, nannte die schönsten Denkmale desselben unächt und spätere Pfaffenerfindung und gerieth, da der Orientalismus dennoch Glück machte, in eine solche Raserei, daß er Creuzer öffentlich beschuldigte, er ginge damit um, die Orgien und Bachanalien, die Vertauschung der Geschlechter, Päderastei, und alle Greuel des Heidenthums und Bonzenthums, Baals- und Molochdienstes wieder einzuführen. Die Merkwürdigkeit dieses gelehrten Wahnsinns veranlaßte mich damals, vor zehn Jahren, zu der kleinen Schrift „Voß und die Symbolik.“

Für die eigentliche Geschichte des Alterthums hat deutscher Fleiß und Geist sehr viel geleistet und die früheren Arbeiten der Engländer und Franzosen an Gründlichkeit übertroffen. Allgemeine Uebersichten der alten Geschichte gaben Heeren, Schlosser, Bredow, der alten Geographie Mannert und Uckert. Die griechische Geschichte wurde am besten von Ottfried Müller und Zinkeisen, und insbesondere wieder die atheniensische von Böckh und Jacobs, die spartanische von Manso, die macedonische von Flathe behandelt. Die römische von Niebuhr,

Wachsmuth, Eisendecher, welcher letztere in einer sehr interessanten Schrift die Uebereinstimmung der alten Plebejer-Emancipation in der römischen Republik mit den Emancipationen unserer Tage nachwies.

Ueber Kunst, Sitten und Leben der Alten ist nicht weniger geschrieben. Der große Winkelmann steht hierin allen voran. Ich komme auf ihn zurück, wenn ich vom Einfluß des antiken Geschmacks in Kunst und Poesie reden werde. An ihn schließt sich Lessing, Fernow, Schorn in Bezug auf die Kunst. Ueber Leben und Sitten gab es schon ältere Handbücher von Nitsch ꝛc., doch führte uns erst Wieland und Jacobs durch ihre geschmackvolle Darstellung in das antike Leben ein. Böttiger in Dresden trug über beides, Kunst und Häuslichkeit der Alten unsäglich viel zusammen und übertraf an umständlichem Detail alle andern. Es ist unbillig, daß man ihm den etwas schwülstigen Styl und allerdings oft komischen Enthusiasmus, mit dem er seine antiken Liebhabereien auskramt, so sehr zum Vorwurf gemacht hat. Diese Sprache thut seinem gelehrten Verdienst keinen Eintrag und ist nur ein naives Symptom redlichen Eifers.

Die spätere byzantinische Geschichte wurde lange ziemlich vernachläßigt. Durch eine große Ausgabe der byzantinischen Historiker und durch die kritischen

Schriften von Fallmerayer (über Morea und Trapezunt) und von Zinkeisen ist auch hier die Bahn weiterer Forschung gebrochen.

Die Geschichte des Mittelalters wurde einer besondern Behandlung unterworfen von Rühs, einem durchaus rationalistischen Geiste. Leo hat ein ähnliches, durch das seitdem unendlich fortgeschrittene Quellenstudium sehr bereichertes, Handbuch herausgegeben. Ein ausgedehntes, gründliches und in jeder Hinsicht vortreffliches Werk schrieb Wilken über die Kreuzzüge. Ueber die kirchliche und politische Verfassung des Mittelalters lieferte Hüllmann mehrere schätzbare Arbeiten. Von der Kirchengeschichte ist schon die Rede gewesen. Savignys Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter und viele andere Werke, die besondere Nationen oder Literaturzweige betreffen, sollen noch besonders erwähnt werden.

Unter den Werken über die neuere Zeit zeichnet sich als brauchbares Compendium hauptsächlich das von Heeren durch seine Klarheit und Präcision aus. Eichhorn ist ausführlicher, und in der Geschichte der außereuropäischen Staaten und Völker besonders zu Hause. Schlossers Geschichte des 18ten Jahrhunderts enthält die beste Darstellung der französischen Revolution, die von einem Deutschen geschrieben wurde. Die Werke von Raumer, Carl

Adolph Menzel, Hormayr, Münch sind von sehr verschiedenem Werth, aber allen ist die politische Rücksicht gemeinschaftlich. Der Eine möchte gern den Leuten zeigen, daß er wohl auf der Höhe der Zeit stehen könnte, wenn er es nicht für rathsamer hielte, unter derselben stehen zu bleiben. Der andre hält unter den Kanonen des Absolutismus den Liberalen väterliche Strafpredigten. Der Dritte geberdet sich bei allem seinem Verstande manchmal, als hätte ihn die Natur blos zum Hofvergolder bestimmt und der vierte hat der historischen Treue mit der politischen den Rücken kehren müssen.

Raumer hat große Verdienste um die Erforschung der mittlern und neuern Geschichte, und daß er im Styl und Raisonnement nach dem höhern Standpunkt französischer und englischer Doctrinäre, nach der Eleganz einer philosophischen und nach salonfähiger Staatskunst strebt, bin ich weit entfernt, an ihm zu tadeln. Im Gegentheil, ich habe immer gewünscht, unsere gar zu sehr am Schreibtisch in ihren Bibliotheken verhockten Historiker möchten sich mehr der Tagespolitik, dem gegenwärtigen Staatsleben widmen, und in den Leidenschaften und Interessen der heutigen Welt die der Vergangenheit studiren. Allein die Doctrinärs haben das Eigne, daß sie überall als Staatsdiener Rücksichten nehmen und ihre philosophische Staatskunst, ihre historische Weltansicht

nach gewissen Richtungen des Windes modificiren müssen.

Unter den Geschichtschreibern, die sich in einem ähnlichen Falle befinden, hat es Ranke am besten verstanden, in seinen Darstellungen der meist ausländischen und nicht vaterländischen Geschichten durch Objectivität und möglichst wenig Raisonnement jene Rücksichten zu umgehen; Leo hat es weniger verstanden, und da er trotz seines oft erkünstelt kalten Styls recht viel innere Wärme hat und eine Grundansicht, ein Endurtheil nicht zurückhalten kann, so hat er sich, nachdem er auf der Universität den Republikaner abgestreift, in einer romantischen Doctrin verschanzt.

Was den Herrn von Hormayr betrifft, so würde man ihm unrecht thun, wenn man ihm aus seinen historischen Heldensälen und Ehrendenkmälern aller Art einen Vorwurf machen wollte, da man voraussetzen muß, daß er in der Zeit der Noth und im Andenken an dieselbe immer nur die deutsche Sache gegen die französische vertheidigt habe; und wenn er der historischen Muse hin und wieder zu viel Servilismus zugemuthet hat, so ist auf der andern Seite wieder nicht zu leugnen, daß seine vortrefflichen spezialgeschichtlichen Untersuchungen, wie sie namentlich in seinem „vaterländischen Taschenbuch" vorliegen, eine Fundgrube für freie Ideen und Erinnerungen aus den Zeiten der ältern deutschen Freiheit sind.

Sein Styl ist nicht der beste, denn er ahmt etwas den Schwulst Johannes Müllers nach.

In Jahr- und Taschenbüchern ist die neue Geschichte reasumirt worden zuerst von Posselt, dann von Buchholz, Venturini und unlängst auch von mir, natürlich nur für die erste Uebersicht und zu einer Anleitung für künftige Historiker, denn eine klassische Geschichte kann man erst dann schreiben, wenn die Begebenheiten ein bestimmtes Ende erreicht haben, wenn die Thatsachen und ihre Motive, die Charaktere ꝛc., die dazu gehören, nichts Geheimnißvolles mehr haben, sondern durch Memoiren und Eröffnung der Archive jedem vor Augen gelegt sind.

Gehen wir nun noch die einzelnen neuen Länder durch, für deren Geschichte wir gearbeitet haben. Es versteht sich von selbst, daß die Fabrikarbeiten für Conversationsbibliotheken ꝛc. hier nicht in Betracht kommen können. Nur wirkliche Forschungen verdienen Erwähnung.

Ueber Spanien ~~ist~~ das beste Schmidt (Aragonien), Aschbach (Westgothen), Lembke (Spanien überhaupt), Schepeler (Freiheitskampf gegen Napoleon, dem der Verfasser in spanischem Dienst beiwohnte.)

Ueber Frankreich haben wir nicht viel, da die Franzosen uns die Mühe, darüber zu schreiben, ersparten. Heinrichs Geschichte ist unbedeutend. Von

Werth dagegen sind die Untersuchungen, die Raumer und Ranke in den französischen und italienischen Archiven über die ältere Geschichte Frankreichs angestellt haben, ferner die vortreffliche Geschichte der provenzalischen Troubadours von Diez. Depping, ein in Paris eingebürgerter Deutscher, hat über seinen Aufenthalt daselbst recht interessante Memoiren geschrieben. Ueber die kirchlichen Verhältnisse Frankreichs hat Carové vieles geschrieben, und vor ihm Jochmann. Neuerdings sind die französischen Zustände des geistreichen Heine nicht blos als satirische Partheischrift, sondern auch als historisch interessant hervorgetreten.

Italien hat auch nicht nöthig gehabt, auf deutsche Geschichtschreiber zu warten. Nur in der Kirchengeschichte haben wir uns herausgenommen, strenger und gründlicher und überhaupt anders zu schreiben, als die Italiener. Für die politische Geschichte Italiens haben wir sie aber selber sorgen lassen. Ein schätzbarer Versuch war Lebrets Geschichte von Venedig, die aber durch Daru weit übertroffen worden ist. Erst in unsrer Zeit hat Leo eine ausführliche Geschichte von Italien zu schreiben unternommen. Schätzbar sind Türks Untersuchungen über die Longobarden. Das beste Literaturwerk über Italien schrieb bisher Bouterweck. Die Kunst Italiens hat durch Winkelmann erst ihren großen Einfluß

auf die neuere Zeit gewonnen. In gleicher Weise haben Fernow, Göthe, Kephalides, die Friedrike Brun, Rehfuß, Rumohr, Hirt, Bunsen &c. als Kunstfreunde und enthusiastische Reisende gewirkt. Ein kürzlich anonym verfaßtes Buch: „Rom im Jahr 1833“ ist vortrefflich.

England hat größere Geschichtschreiber gehabt, als alle andern europäischen Nationen. Wir sind ihnen nur nachgefolgt. Archenholz erwarb sich kein geringes Verdienst, indem er uns zuerst genau mit den englischen Zuständen bekannt machte. Classisches über England besitzen wir aber nichts, ausser der Sittenschilderung der englischen Aristokratie in den „Briefen eines Verstorbenen“ vom Fürsten Pückler Muskau. Hauptsächlich beschränkten wir uns darauf, alles Gute, das die englische Literatur liefert, uns durch Uebersetzungen anzueignen.

Ueber Skandinavien besitzen wir tüchtige Werke von Schlözer und Rühs und was diese in Bezug auf die Sagen- und Culturgeschichten des Nordens versäumten, wurde reichlich nachgeholt von den beiden Grimm, Mone, Gräter &c.

Ueber Polen haben wir ein ausführliches Werk zuerst von Lengnich, dann von Jeckel und eine freisinnige Geschichte von Hammerdörfer erhalten, ausser mancherlei publicistischen Schriften im sächsischen und nachher im preußischen Interesse. In

neuerer Zeit haben sich die Schilderungen der constantinischen Herrschaft von Harro Harring und die große Revolutionsgeschichte von Spazier, wozu demselben die geflüchteten polnischen Staatsmänner und Generale die Quellen lieferten, ausgezeichnet. Eine ganz vollständige und kritische Geschichte Polens besitzen wir aber noch nicht und sonderbarerweise hat man sich auch noch nicht Mühe gegeben, die bessern polnischen Historiker zu übersetzen.

An Rußland hat die Gelehrsamkeit etwas mehr Antheil genommen, weil eine große Menge Deutsche dort sich niederließen. In Müllers russischer Bibliothek und Schlözers russischen Annalen wurden die altrussischen Historien zuerst gesammelt und gesichtet. Große Verdienste um die russische Geschichte erwarben sich ferner Bacmeister, Ewers, Bellermann, Storch; und besonders viele gelehrte Reisende beleuchteten bei Gelegenheit der Länderkunde auch die russische Völkerkunde und Geschichte, von denen ich später reden will.

Auch Ungarns Geschichte ist von Deutschen ausführlich bearbeitet worden, zuerst von Feßler und Engel, neuerdings gründlicher vom Grafen Mailath, der, obwohl ein Ungar, doch deutsch schrieb, also unserer Literatur angehört und eine Zierde derselben ist. Graf Mailath gehört zu den wenigen Geschichtschreibern, die es nicht verschmähen, auch den

lieblichen und charakteristischen Volkssagen ihr Recht zu gönnen. Ueber Siebenbürgen besitzen wir Werke von Schlözer, Eder, Gebhardi, Haner, Lebrecht. Ueber Serbien von Rancke und von Pirch.

Was die deutsche Geschichte anlangt, so habe ich in der zweiten Auflage meiner „Geschichte der Deutschen" ein sehr reiches und doch noch immer nicht vollständiges Verzeichniß unserer vaterländischen Historiker versucht, und will es hier nicht wiederholen. Dagegen wird es mir vergönnt seyn, über die literarischen Eigenthümlichkeiten derer, die besonders charakteristisch hervorragen, hier mehr zu sagen, als ich es dort, wo die Literarhistorie mir nur Nebensache war, thun konnte.

Wenn wir den Ruhm erworben haben, daß unsere Gelehrten für die Geschichte fremder Völker sich mit der universellsten Liebe und Forschungslust interessiren, so gereicht es auch unserm bescheidenen Patriotismus zur Genugthuung, daß die Untersuchungen über die deutsche Geschichte wenigstens nicht ganz dahinten geblieben sind.

Bedenkt man freilich, wie oft die deutsche Geschichte von mittelmäßigen Köpfen behandelt wurde und wie oft unsre größten Gelehrten und scharfsinnigsten historischen Kritiker sich lieber mit dem alten Griechenland oder Rom, mit dem fernen Indien oder

China, mit England oder Italien beschäftigt und auf die vaterländische Geschichte mit einem gewissen verächtlichen Widerwillen geblickt haben, so muß man die schiefe Richtung einer Nationalität beklagen, die zu solcher Selbstvernachläßigung führen kann.

Vielleicht ist es hauptsächlich diesem Umstande zuzuschreiben, daß die eigene Geschichte im Ganzen uns noch so fremd und dunkel, so unübersehlich und unhablich ist. Doch hat auch die Vielherrschaft, hat der Provinzialgeist, hat die Krähwinkelei, die nicht etwa blos in kleinen Städtchen, sondern vorzüglich an den Höfen und Universitäten zu suchen ist, hat mit einem Wort die Desorganisation des deutschen Volks, der große und lange Verwesungsprozeß, der den schönen Leichnam unseres Reichs zerfraß, wie die Herzen, so die Blicke vom großen Ganzen je auf das kleine Einzelne hingewendet und der Deutsche ist ein „Mann vom Detail" geworden. Wie konnte der reichsstädtische Spießbürger, oder ein Wied-Runkel- oder Reuß-Greitz-Schleitzisches armes Hofräthlein oder ein Professor in Duisburg in die Lage kommen, eine Geschichte seines großen Volks zu schreiben, wie Hume oder Thiers? Er wußte nichts mehr von einem großen Volke, er kannte nur seine Stadt oder seinen Brodherrn. Nicht einmal mehr der Unterschied der deutschen Stämme galt ihm; denn Genossen desselben Stammes, der Straßburger und der

Würtemberger, der von Anhalt und der von Vogtland 2c. waren sich wildfremd. Kein Gelehrter hatte Gelegenheit, die Lenkung und die Schicksale des gemeinsamen Vaterlandes im Großen nur zu beurtheilen, geschweige darauf einzuwirken, und die Staatsmänner schrieben nicht, oder nur im einseitigsten Interesse und von einem provinzionellen Standpunkt aus gegen das allgemeine deutsche Interesse, wie Friedrich der Große. Bünau schrieb eine allgemeine Geschichte der Deutschen, aber als Polyhistoriker schwerfällig; Pütter und Häberlin hatten nur den Staat und die Reichsverfassung im Auge und gaben nur Handbücher; der katholische Schmidt war der erste, der eine Geschichte der Deutschen populär und in modernem Styl schrieb, aber ohne Tiefe und Kritik. Außerdem war alles nur Spezialgeschichte, und auch das Gute, was dieselbe enthielt, wurde und wird dem Wißbegierigen erschwert und verkümmert durch den damit verbundenen Ballast, durch die Wichtigthuerei, mit der überall das kleinste Glied des Reichs dem großen Ganzen vorgezogen wird, durch die unkritische Vermengung der wirklich allgemein interessanten mit den nur lokalen oder auch ganz und gar nicht bedeutenden Erinnerungen, und durch einen weitschweifigen, unklaren und unedlen Styl, der nur zu deutlich beweist, daß kein großer Gegenstand diese Schriftsteller begeisterte.

Was die ältern Provinzialgeschichtschreibet unbewußt und naiv im Geist der leider den Deutschen schon zur andern Natur gewordenen Absonderung thaten, das erhoben feile Schriftsteller mit Bewußtseyn zum Gesetz, um die Stimme des Gewissens, die sich leise zu regen anfing, im Volke zu ersticken. Johannes Müller, Zschokke und viele andre stempelten jede Bevölkerung jeder kleinen Provinz zu einer Nationalität, die von Ewigkeit her bis in Ewigkeit isolirt gewesen sey und bleiben sollte, obgleich die Geschichte uns noch heute beweist, daß diese neugebackenen Provinzial-Urvölker nie etwas andres waren als Bestandtheile der großen deutschen Nation.

Erst Napoleon mußte kommen, und uns durch und durch schütteln, um uns zum lebendigen Gefühl unserer selbst zu bringen. Die Ehre, die Liebe hatte uns nicht vereinigen können; Schande und Haß mußte uns vereinigen. Es geschahen große Thaten und die Literatur wollte nicht hinter dem Leben zurückbleiben.

Seitdem ist in dem Studium der deutschen Geschichte ein neuer Geist erwacht. Man hat versucht, sie im Ganzen von einem allgemeinen deutschen Standpunkt zu behandeln, und selbst die Spezialgeschichten haben sich diesem höhern Zwecke dienend untergeordnet. Bald nach dem Kriege von 1813—1815 erschien die populäre Geschichte der Deutschen von

Kohlrausch, die ganz im Sinne der Zeit geschrieben und kurz zusammengedrängt, ein sehr beliebtes Lesebuch in den Schulen war und viele Auflagen erlebte. Was ihr an Gründlichkeit und Kritik abging, ersetzte der glühende Patriotismus. Auch die Geschichten der Deutschen von Carl Adolph Menzel waren von diesem patriotischen Geiste belebt, doch war das Werk für seine große Ausdehnung nicht gelehrt genug und für den populären Zweck zu ausgedehnt. Das Werk des Freiherrn von Gagern bezweckte nur die Darstellung der ältesten Zeiten germanischer Freiheit und Heldengröße, wie das ältere schöne Werk von Maskow. Dann kam die Geschichte Ludens in einer unabsehlichen Reihe von Bänden. Der Verfasser weilt offenbar zu lange bei der ältern Zeit und wird, wenn er überhaupt fertig werden will, die spätern, und weit wichtigeren Zeiten zusammendrängen müssen. Ein paar hundert Seiten über Ariovist, Arminius, die weitschweifigen Auseinandersetzungen der Familienzwiste unter Otto I. sind nicht geeignet, dem Publikum Interesse einzuflößen. Die Geschichte Pfisters ist in einzelnen Parthien vollständig und scharfsinnig, in andern nicht, und im Ganzen scheint er mir nicht gerecht und offen genug in Bezug auf die vielen Schlechtigkeiten, die in der deutschen Politik vorgekommen sind. Peter von Kobbe hat ein brauchbares Handbuch der deutschen

Geschichte geschrieben, dessen Geripp freilich wenig Fleisch hat. Kaum würde die in München erschienene populäre Geschichte der Deutschen von Joseph Heinrich Wolf Erwähnung verdienen, wenn sie sich nicht durch ihre Frechheit als ein Zeichen der Zeit herausstellte. Der unwürdige Verfasser schmuggelt unter einer der Jugend gewidmeten Geschichte des edeln deutschen Volkes gemeine Zoten und verführerische Beschreibungen der Unzucht ein (Band I. Seite 57.)

Ich kann nicht verhehlen, daß mir alle diese Arbeiten nicht genügten, daß es mir eines Werks zu bedürfen schien, in welchem nicht blos die politische, sondern auch die Culturgeschichte, nicht blos die Geschichte der Thaten, sondern auch die des Geistes, nicht blos die Hauptzüge der Generalgeschichte, sondern auch die feinen und charakteristischen Nebenzüge der Spezialgeschichte, nicht blos historische Wahrheit, sondern auch patriotische Wärme, und im Patriotismus wieder nicht blos ein begeistertes Lob deutscher Tugenden, sondern auch ein aufrichtiges Bekenntniß und strenger Tadel deutscher Schlechtigkeiten enthalten seyn müßten, und in diesem Sinne verfaßte ich eine Geschichte der Deutschen, die mit dem vorliegenden Buch in einem genauen Zusammenhange steht. Hier führe ich nur den literarischen Theil von dem aus, was ich dort als Ganzes behandelt. Unsre

Literatur wurzelt in unserer Geschichte. Kaum läßt sich eins ohne das andere gründlich kennen lernen.

Die Werke, die nur einen Theil des großen Ganzen, das man deutsche Geschichte heißt, behandeln, sind ungeheuer zahlreich (die Folge unserer Spaltung) und man findet darunter das Trefflichste, denn die Liebe für das Einzelne und Kleine war immer größer, als die Liebe zum Ganzen und Großen.

Unter den Erforschern deutscher Sprache und Alterthümer stehen die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm, vorzüglich aber Jakob voran. Seine Grammatik, welche die Ausbildung der deutschen Sprache geschichtlich nachweist, ist ein klassisches Werk, wie es kein andres Volk aufzuweisen hat. Auch seine Rechtsalterthümer, seine Erforschungen und Bearbeitungen alter Volkssagen, seine Editionen alter Dichtwerke rc. gehören zu dem besten, was für deutsches Alterthum geleistet worden.

In Bezug auf die Sprache wurde durch das historische Verfahren Grimms die bisherige willkührliche Manier, der Sprache Gesetze vorzuschreiben, verdrängt. So viel Verdienst sich Adelung und Campe um die Durcharbeitung unserer Sprache erworben haben, so brachen sie doch, sofern sie das geschichtliche Princip vergaßen, allen Thorheiten der sog. Sprachreiniger die Bahn, die bald diese, bald jene Orthographie und Rechtsprechung einführen wollten.

Vermittelnd zwischen diesen usurpatorischen Sprachtyrannen und dem historischen Principe Grimms stand Jahn, der Turner, der in seinem deutschen Volksthume deutsch zu seyn und zu sprechen auf etwas einseitige Manier befiehlt.

Erst die Rückkehr zu den Sprachdenkmalen des Mittelalters führte zu einem gründlichen Studium unsres Alterthums überhaupt. Schon vor Grimm trieb Gräter das Studium der altnordischen Literatur, und erwarb sich als Vorgänger Verdienste, die wir ihm nicht schmälern wollen, obgleich wir uns gestehen müssen, daß es ihm oft an Geschmack fehlte. In Görres offenbarte sich der tiefste Sinn für das Miltelalter und zugleich der feinste und gewählteste Geschmack in Behandlung desselben. Durch seinen frühern Aufenthalt in Heidelberg, in doppelter Weise theils mit Creuzer, theils mit den romantischen Dichtern verbunden, hat sein feuriger Geist auf beide eingewirkt. Mone, der Schüler Creuzers, fügte zu dessen Symbolik, worin die alte orientalisch-griechisch-römische Mythologie erklärt ist, eine Geschichte des nordischen und deutschen Heidenthums, die mit großer Gelehrsamkeit und allen Vorzügen des Enthusiasmus zugleich einige Fehler des letztern verbindet. Die Dichter Arnim und Brentano sammelten in „des Knaben Wunderhorn" einen großen Schatz alter Volkslieder. Büsching und von der Hagen, mit dem

größten Fleiße sammelnd und edirend, Lachmann mit besonderer Gründlichkeit sichtend, Hoffmann von Fallersleben ꝛc. zeichneten sich vielfach durch Wiederbelebung der ältern deutschen Literatur, durch Ausgaben und Comentare aus.

Nach diesem Vorgang der Dichter blieben auch die Historiker nicht dahinten. Man fing an, die noch ungedruckten Chroniken und wichtigen Urkunden herauszugeben. Zwar hatten schon in den ersten Jahrhunderten nach Erfindung des Drucks die reichen Reichsbürger, die Universitäten, einige fürstliche Hofhistoriographen und die Benediktiner für große Editionen in Folio gesorgt. Eine Menge scriptores rerum germanicarum, Legendensammlungen, Urkundensammlungen, Gesetzessammlungen traten ans Licht. Doch haben die neuern scriptores unsres fleißigen Pertz, die monumenta Boica, die zum erstenmal gedruckten Ausgaben mehrerer sehr interessanter Chroniken von der Schweiz, von Pommern, Schlesien ꝛc. und sehr zahlreiche Urkundensammlungen von Hormayr, Freyberg ꝛc. bewiesen, daß noch gar manches übrig geblieben war.

Unter den neuen Bearbeitern von Staats- und Rechtsgeschichte unsres Vaterlandes steht Eichhorn oben an, den in jüngster Zeit Philipps und Zöpfl noch zu berichtigen und zu vervollständigen gesucht haben. Hüllmann hat über einzelne Theile der

Staats- und Kirchenverfassung ausgezeichnete Werke geschrieben. Das berühmte Werk von Savigny über das römische Recht im Mittelalter gehört der politischen Geschichte nicht weniger, als der juridischen an.

Ueber die alten Germanen ist unendlich viel geschrieben worden, hauptsächlich seit der Reformation, denn damals erzeugte die tiefe Erniedrigung Deutschlands eine patriotische Reaction in der Literatur, wie später unter Napoleon; damals aber bildete des Tacitus Germania den Kern dieser Literatur, wie später die Niebelungen. Damals wollte man noch klassisch seyn, und selbst Klopstock konnte noch immer den deutschen Patriotismus nicht trennen von der antiken Classicität. Der erste, der das alte Germanenthum als Polyhistor gründlichst durcharbeitete, war Cluwer. Mit mehr historischem Geist stellte Maskow die Thaten unsrer Ahnen bis zur entschiedenen Herrschaft der Franken dar. Mit der größten Gründlichkeit und dem wärmsten Patriotismus malte Justus Möser in seiner Geschichte Osnabrücks die alte Freiheit des Sachsenvolkes aus. Unter den unzählbaren einzelnen Forschungen über die ältesten Zeiten Deutschlands, auf die ich hier nicht eingehen will, heben sich besonders folgende neuere und neueste hervor: Barth (Deutschlands Urgeschichte) über die ältesten Verhältnisse der Deutschen zu den Römern

in Oberitalien und Pannonien, die Boier, Semnonen ꝛc. eine bisher sehr vernachläßigte Parthie der deutschen Geschichte; Manso über die Ostgothen; Aschbach über die Westgothen; Türk über die Longobarden; Gaupp über die Thüringer: Mannert über die Franken.

Unter dem, was über die Karolinger insbesondre geschrieben ist, verdienen die Hausmeyer von Pertz und Ludwig der Fromme von Funk die größte Auszeichnung.

Von den Ottonen ist viel geschrieben, doch fehlt es noch an einer gründlichen Untersuchung der Slavenkriege. Die Germanisirung der Wenden und Serben gehört zu den wichtigsten und einflußreichsten Ereignissen in der deutschen Geschichte, und vielleicht hat nur ein Gefühl von Scham wegen der großen Grausamkeiten, von denen sie begleitet war, die deutschen Geschichtschreiber zurückgehalten, sich tiefer in ihre Erörterung einzulassen.

Ueber das Zeitalter der salischen Kaiser hat Stenzel das Hauptwerk geschrieben; über das der Hohenstaufen bekanntlich Friedrich von Raumer. Das letztere ist auch von Seite der Kirchengeschichte, durch die Geschichte der Kreuzzüge und der mittelalterlichen Kunst und Poesie, vielfältig beleuchtet worden.

Von den luxemburgischen Kaisern hat man da-

gegen bisher noch verhältnißmäßig wenig Notiz genommen. Nur die Geschichte Heinrichs VII. von Barthold ist höchst gründlich und ausgezeichnet. Dagegen hat Carl IV., einer unsrer merkwürdigsten Kaiser, und haben auch die Hussitenkriege noch keinen Geschichtschreiber gefunden, der die große Aufgabe genügend gelöst hätte. Die Geschichte der Hansa von Sartorius erfüllt auch noch nicht alle Ansprüche und eine Geschichte der oberdeutschen und rheinischen Städte-Bündnisse, wie sie vom Standpunkt der heutigen Historiographie aus geschrieben werden müßte, entbehren wir auch noch, obgleich für die Geschichte einzelner Städte sehr viel geschehen ist.

Das Zeitalter der Reformation ist gehörig durchgearbeitet worden und man fährt noch immer fort, daran aufzuklären. Die erste geistvolle Geschichte derselben schrieb Woltmann; in den letzten Jahren hat F. C. von Buchholz sie in seinem Leben Ferdinands I. vom katholischen Standpunkt aus mit der größten Gelehrsamkeit sehr ausführlich dargestellt, zu geschweigen unzähliger besonderer, einzelne Scenen und Personen der Reformation betreffenden Werke, unter denen die Aufklärungen über den Bauernkrieg von Oechsle sich vorzugsweise auszeichneten. Auch der dreißigjährige Krieg ist sehr speziell behandelt worden. Das Neueste sind die Aufklärungen über Wallenstein durch Fr. Förster und Schottky, die

Geschichte Bayerns unter Maximilian I. von Wolf, der Braunschweiger Lande unter dem Herzog Georg von Graf von der Decken rc. Durch solche neue Forschungen sind die ältern Darstellungen sehr ergänzt und zum Theil ganz neue Ansichten gewonnen worden.

Der Einfluß des siècle de Louis XIV. auf Deutschland ist in seinem Zusammenhange noch nicht dargestellt worden, was doch die Aufgabe eines vortrefflichen Werkes werden könnte. Auch der spanische Erbfolgekrieg ist seit dem ältern und übrigens brauchbaren Herchenhahn noch nicht vom Standpunkt der neuern Geschichtschreibung aus und auf den Grund neuer Urkunden beschrieben worden. Erst Förster hat mit seiner Geschichte Friedrich Wilhelms I. hier eine neue Bahn gebrochen. Ueber Friedrich den Großen ist das Werk von Preuß gründlicher, als alle frühern von Archenholz rc. Die jüngere Zeit konnte noch keinen zugleich umfassenden und ganz unpartheiischen Geschichtschreiber finden. Mansos Geschichte des preußischen Unglücks und Siegs ist das Würdigste, was in dieser Beziehung bisher geleistet worden. Ueber Oesterreich ist Schnellers Werk das merkwürdigste gewesen.

Die bei weitem zahlreichsten und auch besten Spezialgeschichten betreffen einzelne Provinzen oder wohl gar nur Städte Deutschlands. Indem ich hier

auf die Unzahl von Namen nicht eingehen kann und mag, sondern desfalls wiederholt auf meine „Geschichte der Deutschen" hinweise, will ich nur einige der vorzüglichsten aufmerksam machen. Durch ihren Geist steht Justus Mösers Geschichte von Osnabrück, Spittlers G. von Hannover, Langs G. von Baireuth oben an; durch übersichtliche Klarheit und Gründlichkeit Voigts G. von Preußen, Mailaths G. von Oestreich, Rommels G. von Hessen, Campens G. der Niederlande, Warnkönigs G. von Flandern; durch genaue Erörterung der bürgerlichen und bäuerlichen Verhältnisse Ildefons von Arx G. von St. Gallen, Genslers G. des Grabfelds, Jägers G. von Ulm, Kirchners G. von Frankfurt 2c., vieler andern kaum weniger ausgezeichneten nicht zu gedenken.

An Memoiren haben wir Deutsche niemals einen solchen Reichthum gehabt, wie Frankreich. Unsere Staatsmänner machten selten die Ansprüche schöner Geister, verachteten meistentheils die Schriftstellerei, oder wagten aus Gründen der Loyalität und Furcht und aus Rücksicht für ihre Familien keinen Federzug. Daher finden wir in frühern Zeiten nur die Memoiren des Freiherrn von Pöllnitz, eines vornehmen Aventuriers und die der Frau Markgräfin von Bayreuth. Beide waren durch Geist und Lage unabhängig und schrieben französisch. Dann

folgten die Memoiren Friedrichs des Großen und einiger Staatsmänner, des Herrn von Dohm und Grafen Görz und von Massenbach, dann zuletzt die der Herren von Gagern und von Strombek, so wie die von Rüder herausgegebenen einem großen Minister zugeschriebenen Denkwürdigkeiten. Dankbare Enkel haben angefangen, die Erinnerungen ihrer Vorfahren herauszugeben. So erschien unlängst die interessante Lebensgeschichte des Feldmarschalls von der Schulenburg, der nach einander beinahe allen Potentaten diente. Allein verhältnißmäßig ist das, was uns die deutschen Staatsmänner schriftlich hinterlassen haben, unendlich wenig in Vergleich mit dem, was sie hätten sagen können.

Unter den geographischen Werken über Deutschland galt lange Zeit das von Büsching als das completteste. In der jüngsten Zeit sind sehr viele Geographien unsres Vaterlandes erschienen, unter denen die von Stein, Vollrath Hoffmann ꝛc. sich durch Klarheit und zusammengedrängte Vollständigkeit besonders auszeichnet. Unter den Reisebeschreibungen galt die sehr ausführliche von Nicolai einst als das höchste Muster, doch seine Berliner Subjectivität machte sich darin auf eine so fatale Weise geltend, daß objective Darstellungen, wie von Gercken, Küttner ꝛc. gut aufgenommen wurden. Zuletzt hat der humoristische Weber in seinem

„Deutschland" unser gesammtes Vaterland theils als ein viel gereister Mann nach dem Augenschein, theils als Polyhistor nach zahllosen Topographien und Spezialgeschichten und als Humorist mit unübertrefflicher Laune geschildert.

Politische Wissenschaften.

Wohl in keinem Zweige unserer Literatur ist die ausländische Färbung so auffallend, als in der politischen. Die Reformation haben wir selbst gemacht, aber in allen politischen Verbesserungen der neuern Zeit sind uns die Franzosen und Engländer zuvorgekommen, und bejahend oder verneinend, nachahmend oder entgegenkämpfend bezieht sich bei uns alles auf die Lehren und auf das Beispiel unsrer Nachbarn jenseits der Vorgesen und des Canals. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts waren unsre Fürsten sämmtlich kleine Ludwige XIV.; jetzt sind unsre Kammern kleine französische Deputirtenkammern, kleine englische Parlamente. Wir sind leider immer im Kleinen das, was unsre Nachbarn im Großen sind, wir sind im Einzelnen das, was jene im Ganzen sind. Wir bleiben zerstückelt und klein im Raum, wir bleiben hinten zurück in der Zeit. Kom-

men wir dann endlich nach, so ziehen wir die abgetragenen Kleider unsrer Nachbaren an, als ob wir ihre Bedienten wären.

Eine geraume Zeit schien es, als ob wir Deutschen eigentlich gar keine Politik mehr brauchten. Es bekümmerte sich eigentlich niemand mehr um Politik, außer einige wenige Leute in einigen wenigen Cabinetten, die ganz in der Stille die Maschine lenkten. Die antipolitische Stimmung der Deutschen im vorigen Jahrhundert war so entschieden, daß noch in unsern Tagen Vollgraff mit einigem Scheine der Wahrheit behaupten konnte, der Deutsche sey überhaupt nicht für den Staat gemacht.

Erst durch die Noth und zwar von außen her sind wir aus dieser Apathie gerissen worden, aber der eigne Antrieb fehlt und mit ihr alle Originalität, alles Großartige.

Wir haben genug gelitten, um uns um Politik bekümmern zu müssen. und zu wenig gethan, um zugleich etwas Großes dafür leisten zu können. Wir haben zu viel Muster vor uns und zu wenig Selbstständigkeit, um selbst Muster zu seyn. Unser Zustand wechselt deßfalls, ohne festen Charakter, wie wir gestoßen werden. Man findet nirgend so viele Mittelzustände, als in Deutschland. Man will es überall recht machen, und gewiß haben Wenige die Macht, die nicht zugleich die Nothwendigkeit fühlten,

es recht machen zu müssen; aber der Ansprüche sind zu viele und da der Hauptanspruch wie der gegenwärtigen Zeit so des deutschen Pflegmas überhaupt Mäßigung und Frieden ist, so kann es nicht wohl anders seyn.

Wir haben uns nur nothgedrungen auf den politischen Schauplatz reißen lassen und finden uns noch nicht sonderlich darauf zurecht. Was wir etwa haben thun müssen, kann man kein eigentliches Handeln nennen, und unsre Reden wollen deßfalls noch weniger bedeuten.

Von jeher sind nur solche Völker, deren ganze Thätigkeit im öffentlichen Staatsleben sich concentrirte, zugleich durch eine politische Literatur ausgezeichnet gewesen, Griechen, Römer, Engländer, Franzosen und in bessern Zeiten auch die Italiener. Diesen müssen wir den Vorrang zugestehen. Zwar fehlt es uns an Theorien und phantastischen Träumen nicht, und wir sind daran vielleicht sogar reicher, als andre Völker, weil die Phantasie einen desto freiern Spielraum gewinnt, je weniger der Mensch in einer schönen Wirklichkeit thätig ist. Auch unsre philosophischen Systeme erzeugen mannigfaltige Ansichten vom geselligen und politischen Leben. Die Theorien verhalten sich aber zum Leben selbst etwa nur wie die Poesie. Man träumt sich in ein politisches Eldorado hinein, und wacht so nüchtern auf,

wie zuvor. Da den Deutschen eine große und freie Tribüne fehlt, so sollte man erwarten, sie würden ihre ganze Kraft desto wirksamer in der Literatur geltend machen. Es ist aber umgekehrt. Eine gute politische Literatur geht immer erst aus der Schule der politischen Beredsamkeit hervor.

Eine geraume Zeit nahm die Religion alles Interesse der Nation in Anspruch, so daß selbst die großen Umwälzungen der Reformation eher dazu dienten, den Sinn für Politik nicht bei den Höfen, aber beim Volk einzuschläfern, als zu erwecken. Später trat eine behagliche Gewohnheit ein, bei der fast alle politische Fragen ganz in Vergessenheit geriethen. Der Wohlstand nahm nicht so gewaltig zu, daß die überflüssige Kraft große Thaten und Institutionen hätte hervorbringen können; er sank aber auch nie so gänzlich, daß die Verzweiflung zu Umwälzungen geführt hätte. Die Fürstenhäuser genossen fast ohne Ausnahme das kindliche Vertrauen der Unterthanen, besonders seit ihre wechselseitigen Interessen in den Religionskämpfen so eng verschlungen worden. Die Masse hatte zu essen, und ausgezeichnete Geister fanden in den Wissenschaften und Künsten eine angemessene Wirksamkeit. Die Erscheinung der französischen Revolution, und die Art, wie man sie in Deutschland aufnahm, hat hinlänglich bewiesen, wie wenig

man in Deutschland für ein reges politisches Leben gestimmt und vorbereitet war.

Der Deutsche liebt die Familie mehr als den Staat, den kleinen Kreis von Freunden mehr als die große Gesellschaft, die Ruhe mehr als den Lärm, die Betrachtung mehr als das Raisonniren. Es muß zugestanden werden, daß diese Eigenheiten zu eben so viel Lastern als Unglücksfällen geführt haben, daß nur durch sie verschuldet worden ist, was man uns mit Recht so oft und lange vorgeworfen, Bethörung und Unterdrückung durch Fremde, Unempfindlichkeit für nationelle Schande, Vernachläßigung gemeinsamer Interessen, enge peinliche Spießbürgerlichkeit und Versauern in der trägen Ruhe. Auf der andern Seite beweist uns aber die frühere Geschichte, daß dieselben Grundzüge des Nationalcharakters sich auch mit großen politischen Thaten und Instituten haben vereinigen lassen. Aus ihrer Wurzel ist der Riesenbaum der altgermanischen Verfassung erwachsen, der Jahrhunderte lang Europa wohlthätigen Schatten gegeben. Von allen Verfassungen des Alterthums unterschied sich die germanische dadurch, daß sie das Gemeinwesen der individuellen Freiheit und dem Familienwesen unterordnete. Der Staat sollte dem Einzelnen dienen, während in Rom und Sparta der Einzelne Leibeigner des Staates war. Jene Allgemeinheit des Staats, die allein souverain ist, der jeder

Bürger unbedingt unterworfen ist, die einen eignen Willen und eigne Zwecke hat, war den Deutschen von jeher in der Natur zuwider. Diese Abneigung gegen den Götzendienst des weltlichen Staates bahnte später der Hierarchie den Weg. Zuletzt aber brachte sie uns in einen völlig passiven Zustand; wir wurden regiert und dachten nicht daran, wir litten alles und unter hunderttausenden frug kaum einer, warum?

Indeß ist in der neuesten Zeit der Sinn für Politik sehr lebendig erwacht. Große Unglücksfälle haben uns an die Fehler erinnert, durch welche wir dieselben verschuldet. Die Umwälzungen der Nachbarländer haben uns zum Theil zur Nachahmung oder doch zur Aufmerksamkeit gezwungen. Gewaltstreiche von außen haben unsern innern politischen Zustand mannigfach verändert, und manche Verbesserungen haben wir selbst zu Stande gebracht. Die fortgeschrittene Cultur verlangt manche Aenderung. Die Kriege, die wir für den Bestand unsrer Staaten geführt, haben sie uns werth genug gemacht, daß wir sie mit größerem Interesse, als bisher, ins Auge fassen. Die politische Ehre, die wir wieder errungen haben, hat uns den Sinn für Politik wohlthätig erfrischt. Thaten haben zur Betrachtung geführt.

Diese neue Politik aber ist größtentheils in einer fremden Schule gebildet, alle Parteien, die Kabinette, die Stände, die Liberalen haben im Ausland ihren

Unterricht empfangen. Wo indeß die deutsche Eigenthümlichkeit vorschlägt, äußert sie sich in derselben Systemsucht und Phantasterei, die wir in allen Wissenschaften geltend machen. Die Praktiker, die das Ruder führen, sind davon so wenig ausgeschlossen als die stillen Schwärmer in den Dachstuben, die nichts regieren als die Feder. Jene wollen der Gegenwart das Unmögliche aufdringen, diese der Zukunft das Mögliche. Jene legen die Völker auf ihre Tabellen, wie den heiligen Laurentius auf den Rost, diese machen sich goldne Träume von der Zukunft, die sich bekanntlich, wie das Papier, alles gefallen läßt, wobei aber die Kuh immer verhungern muß, bevor das Gras gewachsen ist. Wagt es das völlig passive Publikum, sich über die Gewaltthätigkeiten der Theorien zu beklagen, oder die Phantome der Ideologen zu verlachen, so heißt es von beiden Seiten mit Fichte: das Publikum ist kein Grund, unsre Weisheit in Thorheit zu verkehren.

Das schlimmste ist, daß beide am allerwenigsten an die materielle Freiheit der Völker denken, die doch die nächste ist, deren wir auf unsrer gegenwärtigen Stufe der Cultur fähig sind, und die allein uns frommen kann. Die praktischen Staatsverbesserer stürmen durch das stille Daseyn der Philister und opfern den Einzelnen dem Ganzen; die schwärmenden Weltverbesserer aber denken nur an die mora-

lische Freiheit, an einen idealen Zustand, der vielleicht am Ende der Zeiten liegt.

Was die in neuerer Zeit so häufig gewordenen durchgreifenden Staatsverbesserungen und Reorganisationen in ihrer Gewaltthätigkeit einigermaßen hemmt, gewährt doch keinen sonderlichen Trost. Dies ist nämlich die an sich ehrwürdige Achtung vor dem Alten, die aber in dem Zustande, wohin uns die Zeit einmal unaufhaltsam fortgerissen hat, niemals mehr zur Consequenz des alten Systems zurückführen kann, und also der Consequenz des neuen nur hinderlich ist. Zwischen beide stellt sich ein System von Flicksystemen, es wird beständig eingerissen und wieder angebaut, aus allen Zeitaltern und für alle Stände haben sich Institutionen erhalten, und wieder an jedem Orte besondre, unzählige neue sind dem angeklebt worden, und alle verhalten sich zu den einfachen, die man haben könnte, wie eine Trödlerbude voll alter Kleider zu einem reinlichen Anzug. Die Staatspraktiker müssen nicht nur Theoretiker seyn, sondern auch Historiker und Philologen, und die Gelehrsamkeit steht nicht sowohl unter dem Schutz des Staates, als der Staat unter dem Schutz der Gelehrsamkeit.

Was auf der andern Seite die Ausschweifungen der Weltverbesserer hemmt, ist wohl eben so wenig tröstlich. Dies ist die Censur; man kann in der

That nicht an die Mängel unsrer politischen Literatur denken, ohne daß uns sogleich die großen Lücken einfallen, die Censurlücken, welche von allen den Werken erfüllt seyn könnten, die eben des Preßzwangs wegen gar nicht existiren. Diese führen dann die unangenehme Betrachtung sogleich auch auf die furchtsamen, halben und albernen Urtheile, welche die Angst vor der Censur oder das Vertrauen, daß sie keine Concurrenz besserer Urtheile zulassen werde, so häufig hervorbringt. Doch davon ist schon oben die Rede gewesen. Die Censurübel sind nichts neues, sie wechseln nur den Ort, auf den sie fallen, und scheinen zu den Kinderkrankheiten der Völker zu gehören. Sie sind ein Aussatz, der hie und da die Haut wegnimmt, das Kind stirbt aber nicht daran.

Bevor wir die Literatur der politischen Praxis betrachten, wollen wir einen Blick auf die Theorien werfen. Alle Praxis geht von den Theorien aus. Es ist jetzt nicht mehr die Zeit, da die Völker aus einem gewissen sinnlichen Uebermuth, oder aus zufälligen örtlichen Veranlassungen in einen vorübergehenden Hader gerathen. Sie kämpfen vielmehr um Ideen und eben darum ist ihr Kampf ein allgemeiner, im Herzen eines jeden Volkes selbst, und nur in sofern eines Volkes wider das andre, als bei dem einen diese, bei dem andern jene Idee das Uebergewicht behauptet. Der Kampf ist durchaus philosophisch ge-

worden, so wie er früher religiös gewesen. Es ist nicht ein Vaterland, nicht ein großer Mann, worüber man streitet, sondern es sind Ueberzeugungen, denen die Völker wie die Helden sich unterordnen müssen. Völker haben mit Ideen gesiegt, aber sobald sie ihren Namen an die Stelle der Idee zu setzen gewagt, sind sie zu Schanden worden; Helden haben durch Ideen eine Art von Weltherrschaft erobert, aber sobald sie die Idee verlassen, sind sie in Staub gebrochen. Die Menschen haben gewechselt, nur die Ideen sind bestanden. Die Geschichte war nur die Schule der Prinzipien. Das vorige Jahrhundert war reicher an voraussichtigen Speculationen, das gegenwärtige ist reicher an Rücksichten und Erfahrungsgrundsätzen. In beiden liegen die Hebel der Begebenheiten, durch sie wird alles erklärt, was geschehen ist.

Es gibt nur zwei Principe oder entgegengesetzte Pole der politischen Welt, und an beide Endpunkte der großen Achse haben die Parteien sich gelagert und bekämpfen sich mit steigender Erbitterung. Zwar gilt nicht jedes Zeichen der Partei für jeden ihrer Anhänger, zwar wissen manche kaum, daß sie zu dieser bestimmten Partei gehören, zwar bekämpfen sich die Glieder einer Partei unter einander selbst, sofern sie aus ein und demselben Princip verschiedene Folgerungen ziehn; im allgemeinen aber muß der

subtilste Kritiker so gut wie das gemeine Zeitungspublikum einen Strich ziehn zwischen Liberalismus und Servilismus, Republikanismus und Autokratie. Welches auch die Nuanzen seyn mögen, jenes claire obscure und jene bis zur Farblosigkeit gemischten Tinten, in welche beide Hauptfarben in einander übergehn, diese Hauptfarben selbst verbergen sich nirgends, sie bilden den großen, den einzigen Gegensatz in der Politik.

Statt einer Definition des Liberalismus gebe ich lieber eine geschichtliche Entwicklung desselben.

Liberal war schon die Reformation, so weit sie sich nicht bloß den kirchlichen, sondern auch schon einigen weltlichen Institutionen des Mittelalters widersetzte. Alle Fürsten, die sich unter dem Vorwand der Religionsfreiheit vom Kaiser unabhängig machten, hielten sich für sehr liberal. Chemnitz oder Hippolytus a Lapide und Pufendorf, welche im schwedischen und brandenburgischen Interesse die alte Reichsverfassung angriffen, hielten sich für sehr liberal. Es waren die Neuerer, die Revolutionäre ihrer Zeit. Die Revolution, die Zerstörung des heiligen Reichs im Mittelalter, ist von den Fürsten ausgegangen, war Sache der Fürsten.

Reform war das erste Gewand, der erste Name des europäischen Liberalismus. Der zweite war die Aufklärung oder die Philosophie, weshalb das vorige

Jahrhundert das philosophische heißt. Auch hiebei waren die Fürsten noch sehr thätig. Die Aufklärung diente auf doppelte Weise ihrem Interesse gegenüber theils der Kirche, der man ihre letzten Güter nahm, theils dem Adel, den man sich vollends unterwerfen wollte. Nicht nur unser Joseph II. setzte die Aufklärung dem Papst und den Magnaten entgegen; in derselben Weise war auch Pombal in Portugal, ja sogar Katharina II. in Rußland aufgeklärt. Die Aufklärung, als ein sicheres Mittel, die Hierarchie und Aristokratie zur gänzlichen Ohnmacht abzuschwächen und dagegen die absolute Monarchie zu stärken, machte im vorigen Jahrhundert erstaunenswürdige Fortschritte, beinah in allen Staaten Europa's. Die Höfe schwärmten dafür, Höflinge und Philosophen sanken einander in die Arme.

Menschheit wurde das Sprichwort dieser Aufklärung. Joseph II. öffnete den Wienern einen großen Volksgarten und schrieb darüber: „der Menschheit von ihrem Schätzer.“ Alles stimmte mit den Worten jenes Romanes überein, worin ein schwärmender Jüngling ausruft: „fragt mich, o ich bitt' euch, mein Vater! fragt mich, was ich von dieser Menschheit halte, damit ich freudig antworten könne: es sind meine Brüder und ich liebe sie mit Bruderliebe!“ Die Schriften Rosseau's und ihr Einfluß auf die deutsche Pädagogik und Poesie, so wie der Einfluß

der englischen Philosophie, Erfahrungsseelenlehre und Sittengemälde beförderten diese allgemeine Menschenliebe ausnehmend.

Die ganze Sache war aber eine ziemlich unbedachte Spielerei, eine bloße Modesache. Die Höfe wußten eigentlich nicht was sie thaten, oder sie mußten eigentlich selbst darüber lächeln, wenn ihre Handlungsweise so ganz ihren schönen Worten widersprach. Friedrich der Große schrieb einen Antimachiavel, worin er heftig gegen die politische Immoralität des Florentiners eiferte; Katharina II. stand mit den edelsten Philosophen und Dichtern in vertraulicher Korrespondenz und schrieb die humansten Sentenzen nieder. Und was thaten die, welche so schöne Worte machten? Polen weiß davon zu sagen.

Da wo die Aufklärung nicht gegen Geistlichkeit und Adel gerichtet war, wo sie nicht bloß die Autokratie unterstützte, wo sie auch die Zustände des Volks verbessern sollte, war sie nirgends viel mehr als Spiegelfechterei.

Man schickte einen Reisenden oder gar ein ganzes Schiff in den fünften Welttheil oder ins innere Afrika, um den wilden Menschen unsere Cultur und unsere Laster mitzutheilen und ein Paar derselben nebst andern Kuriositäten zur Ergötzung höchster Herrschaften mitzubringen. Man holte Schweizer und Schweizerkühe herbei, oder errichtete kleine Kolonien mit holläns

dischen Häuschen, als ein Kinderspielzeug für Prinzessinnen, die sich einmal ländlich verkleiden und Arkadien spielen wollten. Man errichtete Runkelrüben-Zucker- und Cichorien-Fabriken, um mit solchen selbsterzeugten Colonial-Waaren zu prahlen. Es kam einmal vor, daß in einem Hungerjahr eine ganze Provinz gezwungen wurde, statt des Korns Tabak zu pflanzen. Das waren die materiellen Wohlthaten der Aufklärung zu derselben Zeit, wo man noch viele tausend Deutsche in die Colonien verkaufte, wo noch Tortur, Spießruthen, Leibeigenschaft, Steuerfreiheit des Adels, Ausschließung der Bürgerlichen von Offiziersstellen im vollen Flor waren.

Es fehlte nicht an Schriftstellern, welche diese Widersprüche erklärten, aber sie wollten oder konnten nicht ganz frei reden. Die Wenigen, die es wagten, waren sämmtlich Würtemberger, in denen der alte Geist der germanischen Freiheit noch nicht ganz erstorben war, sofern in ihrem kleinen Lande die Landstände den noch nicht abgerissenen Faden des alten Rechts fortspannen. Johann Jakob v. Moser büßte auf der Festung den Frevel, daß er unter Höflingen die Wahrheit sagen, unter Weibern hatte ein Mann seyn wollen. So arm war Deutschland an politischer Wahrheit und an politischem Muth, daß im ganzen vorigen Jahrhundert dieser eine Mann beinahe ganz allein ihren Ruhm consumirte. Und

doch hat man ihn schon wieder vergessen. Seine vortrefflichen Schriften, worin unter freilich antiquirten Abhandlungen viel für die Ewigkeit geschriebene Wahrheiten stehn, sollten wohl billig mehr geachtet werden. Der Dichter Schubart folgte Moser in der kühnen Sprache und im Kerker nach. Er war freilich kein Staatsmann und Rechtsgelehrter, aber er fühlte besser als irgend Einer. Seine schwäbische Chronik und seine Gedichte enthalten Diamanten vom edelsten Feuer. Auch der große Dichter Schiller trat in diese Fußtapfen. Auch er schilderte in Kabale und Liebe die ungeheure Kluft zwischen der kleinen Hofpolitik und den großen Ansprüchen der Menschheit. Auch er mußte flüchten.

Andere freisinnige Schriftsteller entgingen der Verfolgung, weil sie gemäßigter oder vorsichtiger waren. Lessing stellte in seiner Emilia Galotti ein Bild der Höfe auf, was den Höfen ungünstiger gewesen ist, als es hundert Werke der Publicisten hätten seyn können; aber der zarte Schleier der Dichtkunst war sein starker Schild. Iffland brachte nachher allen möglichen politischen Jammer auf die Bühne, da er aber nie verfehlte, die Schuld von den Herren ab und auf die Diener zu wälzen, so nahm die Censur kein Aergerniß daran. Herr v. Meyern schrieb in Volney's Geist den politischen Roman Dyanasore, aber diese schwärmerische Hymne auf die Frei-

heit bewegte sich im Land der Ideale und Theorien und stieß nicht unmittelbar an. Justus Möser erinnert an die altgermanische Freiheit, und Klopstok besang sie, aber die Zeit der Perücken lag derselben zu entfernt, als daß diese Geisterbeschwörung nicht am Ende lächerlich erschienen wäre. Schlözer ging schonungslos mit den kleinen Gräflein und Aebten und Spießbürgern um, aber die großen Verhältnisse mußte er zart behandeln.

Die genauere Bekanntschaft mit den Alten, und mit Engländern und Franzosen war es hauptsächlich, durch welche das Studium der Politik unter uns Deutschen angeregt und die Begriffe darüber aufgehellt waren. Archenholz that besonders viel als Journalist, uns mit den Verhältnissen der Engländer bekannt zu machen. Nicht ohne Einfluß blieben ferner die Ansichten gebildeter Aerzte und Naturforscher, welche die Engherzigkeit im Vaterlande aus einem höhern Standpunkt beurtheilten. So der berühmte Arzt Zimmermann in seinem vortrefflichen Werke über den Nationalstolz. So der noch berühmtere Weltumsegler Georg Forster in seinen Ansichten des Niederrheins rc.

Alle diese warmen Köpfe übten Einfluß auf das Volk. In der Schule blieben nur steife Staatsrechts-Lehrer zurück, welche die Archive von Wetzlar mit Reichsuntersuchungsakten füllten, an die bald darauf

die Franzosen lustig Feuer legten. Zwischen die freisinnigen Volksschriftsteller und vertrockneten Katheder-Männer trat aber Spittler mit dem ersten vernünftigen Handbuch der Politik in die Mitte, wie Aristoteles zwischen die Platoniker und Sophisten. Es ist etwas von Aristotelischer Kälte und Trockenheit in seinem System, weil er die Dinge und Menschen nimmt, wie sie sind, und nicht, wie sie seyn sollen. Aber er hat sehr wohlthätigen Einfluß auf die wissenschaftliche Behandlung der Politik geübt, durch die Klarheit seiner Eintheilungen und Hauptbegriffe.

Das war die erste Periode der liberalen politischen Literatur in Deutschland. Sie war im Ganzen sehr harmlos und unschuldig, nicht selten kindisch. Man beklagte sich und träumte von bessern Dingen, aber kaum dachte man an die Mittel, wie das Schlechtere in das Bessere verwandelt werden könnte.

Diese unpraktische Richtung sollte auch noch nicht so bald verlassen werden. Die französische Revolution und Napoleons Gewaltherrschaft stürzten uns erst in den Abgrund der Theorien hinein. Der historische Boden wankte, das alte Reich stürzte zusammen, die letzten alten Garantien der längst verkümmerten Freiheit erloschen. Da griff man mit beiden Armen in die Luft, um noch eine flüchtige Hoffnung zu erhaschen und es waren Theorien, Träume, was man fing. Anfangs wetteiferten wir mit den Franzosen.

Sie machten die Republik und wir bewiesen mit dem Finger an der Nase, daß die Republik die beste Staatsform sey. Damals, während wir von Freiheit schwärmten, wurde uns das Vaterland unter den Füßen weggezogen. Später erinnerten wir uns dieses Vaterlandes, eroberten es wieder und schwärmten nur noch von Deutschland und immer von Deutchland, und merkten nicht, daß uns unterdeß wieder die Freiheit unter den Füßen weggezogen wurde.

An der Spitze derer, die von der französischen Revolution zur kühnsten Philosophie der Freiheit begeistert wurden, stand Fichte. Liberale Theorien gab es schon längst, und mitten in dem Wechsel der Revolution gab es in Paris sehr scharfe Systematiker, doch eine tiefere wissenschaftliche Begründung der Freiheitslehre gab erst unser Fichte. Er führte die bedingte Freiheit der Gesellschaft auf die unbedingte Freiheit des Individuums zurück. Er machte die Selbstbestimmung zum Princip, und folgerte erst hieraus den contrat social. Er that aber noch mehr, indem er den Staat zugleich auf eine moralische Grundlage zurückführte und die Freiheit nicht als ein Menschenrecht, sondern als eine Menschenpflicht nachwies. Dies charakterisirt ihn als einen Deutschen. Wir sind in unserer Denkweise sehr moralisch. Wir untersuchen mehr die Schuldigkeiten als die Forderungen des Menschen. Das Recht scheint uns erst dann von

selbst zu entspringen, wenn jeder seine Pflicht thut. Bei andern Nationen dreht sich aller politische Streit immer um die Rechte. Namentlich haben die Franzosen von allen Parteien den besten politischen Zustand, bei den einen die Freiheit, bei den andern die Autokratie, immer als ein Recht zu behaupten getrachtet, die einen als ein ursprüngliches Menschenrecht, die andern als ein historisches altes Recht. Erst vor kurzem haben sie auch den Grundsatz: Das Recht sey nur die Pflicht! geltend zu machen versucht, was die deutsche Ehrlichkeit längst behauptet. Fichte sagt: „Recht ist, was uns das Gewissen befiehlt, also Pflicht. Was uns das Gewissen nicht verbietet, dürfen wir thun, und was wir thun dürfen, ist ein Recht."

Diese Begeisterung für eine von der Tugend unzertrennliche Freiheit griff unter den jungen Leuten auf Universitäten um sich und pflanzte sich bis in den Tugendbund und die Burschenschaften fort. Besonders machten Fichte's Reden an die deutsche Nation großes Aufsehen. Dagegen wurde eine seiner merkwürdigsten Schriften, eine anonym erschienene Rechtfertigung der französischen Revolution, im Kriegslerm überhört und vergessen.

Einer unserer liebenswürdigsten Geister, Georg Forster, kam von einem andern Standpunkt aus zu demselben Resultate. Man kann ihn, wenn man

will, mit Lafayette vergleichen. Er hatte die Welt gesehen, kam über das Meer zurück, mußte über die deutsche Pedanterei erstaunen und predigte die Lehre von der reinen Menschlichkeit, wie er sie von den Vorurtheilen der Völker befreit dachte und wünschte. In Mainz erreichte ihn die feurige Brandung der französischen Revolution. Er vergaß um der Freiheit willen das Vaterland und schloß sich den Narren und Bösewichtern an, die auf das Commando eines französischen Generals eine französische Filialrepublik am Rhein errichteten. Doch bald ward er seines Irrthums inne und starb. Neben ihm war vorzüglich Wedekind als Broschürenschreiber thätig, der aber nur auf sehr triviale Weise die Glaubensartikel der französischen Jakobiner ins Deutsche übersetzte. Weit genialer, mit geschichtlicher Uebersicht, mit philosophisch klaren Gedanken und mit poetischer Farbengluth schrieb damals zu Coblenz der nachher so ganz anders gewordene Görres seinen Herguelmer oder den politischen Thierkreis und seinen Rübezahl, worin die kühnste Freiheit verkündet wurde. Das unkluge und zum Theil feige und treulose Benehmen vieler kleinen geistlichen und weltlichen Herren im westlichen Deutschland, namentlich seit dem Rastadter Congreß, veranlaßte die mitunter geistvollen Satyren von Momus. Unter den freisinnigen Journalisten, die besonders seit dem Basler Frieden, da die französische

Republik von Preußen anerkannt wurde, etwas mehr Luft bekamen, zeichnete sich Huber aus, der die Wittwe Georg Forsters, die nachher als Romanschreiberin berühmt gewordene Therese Huber, heirathete. Uebrigens erschienen nicht wenig anonyme Schriften, worin bald die französische Freiheit gepriesen, bald an den alten Regierungen Rache genommen wurde. So kamen mehrere Schriften gegen die lüderliche Wirthschaft in Bayreuth heraus, der endlich die preußische Administration unter Hardenberg ein erwünschtes Ende machte. Auch fehlte es nicht an Patrioten, welche sich über den Rastadter Congreß in Flugschriften empörten. Damals schon schrieb der Freiherr v. Gagern eine schöne patriotische Klage, die freilich nichts half. Alle diese schwachen Appellationen an Vernunft und Ehre verstummten bald unter der eisernen Tyrannei Napoleons. Der wackere Seume, früher schon ein Opfer der elenden deutschen Zustände, in die Colonien verkauft, durch sein Talent gehoben, aber in Deutschland wieder dem Mangel und Kummer Preis gegeben, machte seinen berühmten „Spaziergang nach Syracus", um den Jammer seines von Frankreich mißhandelten Vaterlandes nicht mit anzusehen und hinterließ, da er bald aus gekränkter Vaterlandsliebe starb, in seinen Aphorismen Worte des tiefsten Schmerzes, des edelsten Zorns. Buchhändler Palm, der die letzte

freie Stimme laut werden ließ, wurde durch ein Kriegsgericht verurtheilt und erschossen.

Nun ertönten zum erstenmal wieder Freiheitsstimmen von Orten her, wo man sie am wenigsten erwartet hätte. Dieselben absoluten Mächte, die kurz vorher ein mit allgemeiner Vernichtung drohendes Manifest gegen die Freiheit in Frankreich geschleudert hatten, appellirten jetzt an die Freiheit in Deutschland. Oestreichische, nachher preußische, sogar russische Proklamationen riefen die deutschen Männer im Namen der Freiheit zum Kampf gegen Napoleon auf; die Bundesacte versprach landständische Verfassungen für ganz Deutschland und in einigen kleinen Staaten wurden sie wirklich nach und nach eingeführt.

Diese geschichtlichen Vorgänge mußten freilich auf die politische Bildung und Literatur der Deutschen großen Einfluß haben. Wir sahen die Freiheit nicht mehr wie die Fata Morgana in der Luft, im Nebelland der Träume oder bei anderen Nationen; wir glaubten sie seit langen Jahrhunderten zum erstenmal wieder leibhaftig auf eigenem Grund und Boden zu fassen. Sie fing daher an, auch solche Leute zu interessiren, die ihr bisher wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatten. Freisinnige Blätter aller Art tauchten an allen Enden auf, der politische gute Rath wurde in Scheffeln feil geboten. Es entstand ein so lautes liberales Geschrei, an dem sogar die (turnende) Schul-

jugend Theil nahm, daß die Mächte besorgt wurden und sich beeilten, es schnell zu dämpfen.

Damals war sehr viel Gemüth vorhanden aber wenig Verstand. Wo hätte auch der Verstand herkommen sollen? Die Leute waren plötzlich mit beiden Füßen in die Politik hineingerathen, von der sie vorher nie etwas gewußt hatten. Es fehlten ihnen die ersten Rudimente, das politische A B C. Es schwebten ihnen dunkle Begriffe vor von allgemeiner Freiheit, von Repräsentation und dergleichen, aber sie waren weit entfernt, den Staat nach allen Beziehungen der Verfassung und Verwaltung in allen Theilen von unten bis oben durchsichtig klar zu sehen. Auf den Schulen, in den Bildungsanstalten und selbst in der Literatur war herkömmlich alles Politische ignorirt, als etwas höchst Langweiliges beseitigt und belächelt worden. Göthe's Antipathie gegen die Politik hatte sich beinahe dem ganzen gebildeten deutschen Publikum mitgetheilt. In guter Gesellschaft etwa von Municipalverfassung, von einem Strafcodex, von einem Steuercataster zu sprechen, wäre Niemanden eingefallen. Man wußte von diesen Dingen nichts und gähnte, wenn man nur einmal die Namen hörte.

Auch war man noch viel zu sehr in der kriegerischen Begeisterung. Man begnügte sich also, nur recht poetisch für Deutschland, für dessen alte Erinnerungen und neu erworbene Ehre zu glühen. Das

Vaterland stand in der ersten, die Freiheit erst in der zweiten Reihe. Der Liberalismus damaliger Zeit war also Deutschthum. Er war eigentlich lyrischer Natur. Die Dichter Theodor Körner, Max Schenkendorf, Freimund Reinmar (Rückert) Uhland, Follenius ꝛc. waren in aller Munde, Deutschland begann damit, seine Freiheit zu besingen. Auch die prosaischen Werke athmeten dieses Odenfeuer der Begeisterung. Arndt schrieb ein Flugblatt nach dem andern voll glühenden Hasses gegen die Franzosen, voll Stolz und Eifersucht auf sein deutsches Vaterland, dessen Integrität und äußere Freiheit ihm mehr galten, als seine innere Reorganisation. Mit dieser letztern beschäftigte sich dagegen Jahn, der in seinem „deutschen Volksthum" ein modernes protestantisch-liberales Deutschthum predigte, in vortrefflicher Gesinnung, aber nicht immer geschmackvoll und nicht immer naturgemäß. Er verleugnete zu sehr das historisch Gewordene, fuhr zu willkürlich und bizarr durch alle Gewohnheiten durch und wollte nicht nur, wie Rousseau, einen Staat, sondern sogar eine Volkssitte (etwas was immer entstehen muß, was sich niemals machen läßt), plötzlich vom Zaune brechen. Görres war von den alten Erinnerungen Deutschlands ausgezogen und kehrte zu denselben zurück. Sein „rheinischer Merkur" hatte so gewaltig gegen Napoleon gedonnert und geblitzt, daß dieser

selbst ihn zu den europäischen Mächten zählte. Aber schon in dieser Zeitung kündigte sich das System an, das Görres nachher in besondern Schriften weiter entwickelt hat, nämlich Herstellung der deutschen Freiheit in der mittelalterlichen Form. Damals schon schüttelten alle protestantischen Liberalen den Kopf über eine Freiheit, zu welcher die Wiederherstellung der römischen Hierarchie erforderlich wäre. Doch pries und ehrte man den löwenmuthigen Streiter, weil er obgleich hierarchisch, doch nicht despotisch gesinnt war, weil er trotz seiner kirchlichen Marotte den Fürsten gegenüber so liberal war als irgend einer, und viel mehr Muth hatte. Herr von Gagern ging auch auf das Mittelalter zurück und suchte den Liberalen begreiflich zu machen, daß sie des alten Adels, dem alten Adel, daß er des Liberalismus nicht entbehren könne. Er verlangte beständig neben der Repräsentation der Fürsten am Bundestag auch eine des Adels und empfahl dem Adel, in liberalem Sinne versöhnend zwischen Fürsten und Volk in die Mitte zu treten. Davon wollten aber weder Fürsten noch Volk etwas wissen. Jene wollen nur einen abhängigen, dieses will gar keinen Adel.

Da das Deutschthum auf die Länge, wenn man es weiter hätte um sich greifen lassen, natürlicherweise die jura singulorum beeinträchtigt hätte, so

unterdrückte man es nicht nur, sondern hob auch die zufälligen Lächerlichkeiten, die seine Bekenner hinzugebracht hatten, recht grell hervor, um es dem Spott Preis zu geben. Wenn sich deutsche Gelehrte und sie allein einer Sache annehmen, läuft gewiß irgend eine Narrheit mitunter. Diese blieb auch bei Jahn nicht aus. Die Verkehrtheit einer desperat gewordenen Schulmeisterei wurde nun aber schadenfroh auf die ganze Sache des Deutschthums, als ob sie nothwendig damit zusammenhinge, übergetragen.

Die mißmuthigen Liberalen legten sich nun ihrerseits auch auf den *Spott*, und da es gefährlich war, sich fünf Jahre nach der Schlacht bei Leipzig in Deutschland für einen Deutschen auszugeben, so fing man an, die Franzosen, die als besiegt viel besser weggekommen waren als die Sieger, neuerdings zu hören und zu bewundern. Ueber Deutschland durfte nichts mehr gesagt werden, über Frankreich alles. Reden wollte man einmal, das politische Gespräch konnte man nicht mehr entbehren. Man beschäftigte sich also ausschließlich mit Frankreich und England, und wenn man noch Seitenblicke auf Deutschland warf, so geschah es ironisch, um die guten Deutschen zu verspotten. Das erste spöttische Buch dieser Art, das eine große Heiterkeit unter den unzufriednen Deutschen verbreitete, war „Welt und Zeit" von dem

geistreichen Advokaten Jassoy in Frankfurt am Main. Ihm folgte Lang mit der „Hammelburger Reise" und Börne mit vortrefflichen Journalartikeln. Auch der alte Jean Paul ergoß sich noch in den letzten Jahren seines Lebens in bittrem Spott gegen die Deutschen Zustände.

Es lag in der That etwas lächerliches darin, daß wir Deutschen so lange und furchtbar gekämpft und endlich gesiegt haben sollten, blos um Frankreich einig, groß und frei zu machen, während wir selbst uneinig und unfrei blieben; daß wir Deutsche die Franzosen so glühend gehaßt und verfolgt haben sollten, um ein paar Jahre später wieder nur von ihnen zu reden, und alle ihre Moden anzunehmen, als ob wir nach wie vor nur ihre Bedienten seyn sollten; daß wir Deutsche so viel Redens von unserer Deutschheit gemacht hatten, und uns nun selber auslachen mußten.

Man hatte nun Zeit, die englisch-französischen Vorbilder zu studiren und je weniger man noch ferner wagte, sich um äussere Politik und Nationalehre zu bekümmern, desto tiefer drang man in die innere Maschinerie der Gesetzgebung und Administration ein. Alle Liberale, welche die Sache zu ernst nahmen, um zu spotten, schlugen diese Richtung ein und wenigstens einige fanden Gelegenheit, in den kleinen

deutschen Kammern Anwendungen der neuen Lehren zu versuchen. Als nun die Julirevolution in Frankreich ausbrach und auch in Deutschland eine große Aufregung folgte, zeigte sich diese neue Erudition auf eine sehr in die Augen fallende Weise. Der Liberalismus hatte wieder ein neues Gewand angenommen, er war legislative und administrative Kritik geworden.

Den Uebergang dazu bildet Rotteck. Er wurzelt noch fest in Rousseaus und Fichtes Theorien, in dem Princip seines „Vernunftrechts", aber er hat sich zugleich in alle Zweige des praktischen Staatslebens ausgebreitet. Seine Ideen sind nicht neu, aber diese Verwirklichung von Ideen, der Uebergang eines Schulgelehrten in die volle Thätigkeit eines Staatsmanns ist neu, und hat ihm den gebührenden Ruhm erworben. Als Theoretiker hat er sich vorzüglich dem Grundsatz des historischen Rechts opponirt, den die politischen Romantiker der neuen Zeit geltend gemacht haben, und ihr das Vernunftrecht entgegengesetzt.

Der ganze politische Streit der neuern Zeit läßt sich zurückführen auf den Streit dessen, was ist, mit dem, was seyn sollte. Die Staatseinrichtungen, die Gesetze, die unsre Vorfahren uns hinterlassen, sind vielleicht, wenigstens zum Theil, unvernünftig und

also nach dem Vernunftrecht auch unrecht; wenn wir sie aber ändern, wird offenbar der Besitzstand gestört, und den Einzelnen, die darunter zu leiden haben, geschieht nach dem historischen Recht wieder Unrecht. Nun streitet man sich, welches Recht gelten soll. Ohne Zweifel gibt es auch ein politisches Gewissen, dessen Stimme sich so wenig wie das moralische ganz übertäuben läßt, und dieses Gewissen sagt uns: die Vernunft hat immer Recht, und Recht ist nur das Vernünftige. Allein man folgt der Stimme des Gewissens nicht, weil man dann Interessen und Vortheile aufgeben müßte, von denen man sich zu trennen nicht das Herz hat, und um das Gewissen zu beschwichtigen, sucht man nach Gegengründen, welche das strenge Gebot der Vernunft entkräften sollen. Der triftigste Grund, durch den sich das historische Recht gegenüber dem Vernunftrecht von jeher in heiligem Ansehen zu erhalten gewußt hat, ist die Rechtmäßigkeit eines verjährten Besitzstandes. Allein wie sehr auch dieser Grundsatz im praktischen Leben gilt, so reicht er doch in keinem Falle für die Theorie aus; denn Jeder fühlt, daß der zufällige augenblickliche Besitzstand kein Grund seyn kann, die Einführung des ewigen Vernunftrechts zu verhindern, und daß nicht dieses ewige Recht und mit ihm das Interesse aller kommenden Generationen dem augenblicklichen Vortheil einer Generation aufgeopfert werden

muß, sondern umgekehrt. Der Satz, daß Allen für immer Unrecht geschehen solle, ist zu unlogisch, als daß er den Vertheidigern des historischen Rechts genügen könnte. Sie haben sich daher genöthigt gesehen, noch triftigere und unwiderleglichere Gründe zu suchen. Dazu mußte früher die Religion dienen. Man nannte anfangs das alte, nachher überhaupt das bestehende Recht das göttliche, und machte eine rein politische Frage zu einer theologischen, um sich die Antwort leichter zu machen. Fortan ward jede politische Opposition auch ein Sakrilegium, und indem man die Unvernunft vergötterte, verstand es sich von selbst, daß die Vernunft — der Teufel sey. Allein dieses Extrem hat nur dahin geführt, die Sache des Vernunftrechts zu fördern, denn die Menschen blieben im Ganzen vernünftig genug, um einzusehen, daß Gott so wenig etwas mit dem positiven Unrecht, als der Teufel mit der Vernunft zu schaffen habe. Im Gegentheil wurde nun die Vernunft vergöttert, und alle ehrwürdigen Erscheinungen der ganzen Geschichte wurden, als dem Ideal des Vernunftstaates noch nicht entsprechend, verlacht oder bedauert. Dieses zweite Extrem, das am entschiedensten in der französischen Revolution zu Tage kam, führte nun auch seinerseits in der natürlichen Rückwirkung wieder zu einer kräftigern Vertheidigung des positiven Rechts, und aus der Schelling'schen naturphilosophischen

Schule ging eine ganz neue Ansicht hervor, die auch ausserhalb der Schule auf die Ansichten der Politiker, Juristen und Geschichtsforscher einen großen Einfluß erhielt. Nach dieser Ansicht ist die Geschichte, wie die Natur, ein organisches Ganze, das nach bestimmten Gesetzen seine Lebensperioden erfüllt, und in der Art, wie sich Völker und Staaten bilden, herrscht so wenig Willkühr oder Zufall, als in den Bildungen der drei Naturreiche. Daraus folgt nun auch, daß jedes Volk und jede Zeit wie in Sprache, Tracht, Sitten, Glauben und Handeln, so auch im Recht etwas Eigenthümliches hat, das ihrer Gesammterscheinung entspricht, zum Ganzen ihrer Bildungssphäre gehört und somit als etwas Natürliches unter diesen bestimmten Verhältnissen nnd Umständen nicht nur gerechtfertigt, sondern sogar als etwas Schönes anerkannt werden muß, wie sehr es auch unsern heutigen Begriffen und Bedürfnissen widersprechen mag. Es scheint nach dieser Ansicht thöricht, den Paria oder den Fakir, den Spartaner oder den Perser, den Mönch oder den Leibeignen zu beklagen, da und weil diese Menschen sich selbst über die Unvernunft ihres Gesetzes nicht beklagten, es vielmehr für sehr natürlich hielten; da ihre ganze Denkweise, der ganze Lebenskreis, indem sie sich bewegten, von dem unsern gänzlich verschieden war, so sehr, daß sie vielleicht das, was wir Vernunft und Glück nennen, für Unvernunft und

Unglück gehalten haben würden. In jedem Fall aber spricht sich in den Erscheinungen der Geschichte ein tiefes und heiliges Naturgesetz aus, das verläugnen oder verspotten zu wollen keineswegs vernünftig seyn kann. Das vielgestaltige Leben gewährt auf jeder seiner Stufen den Menschen die Fähigkeit, glücklich und ehrlich zu seyn, und wenn sein Fortschreiten und Wachsen in der Geschichte allerdings durch den Fortschritt zur Vernunft bedingt scheint, so ist doch die Reise weit weniger des Ziels, als das Ziel der Reise wegen da. Herr von Rotteck theilt diese Ansicht nicht; er tritt vielmehr ihr, so wie allen andern Ansichten entgegen, durch welche man das historische Recht gegen das Vernunftrecht zu vertheidigen pflegt. Er sagt: es gibt nur Ein Recht, das vernünftige, und weil es nur dieses Eine gibt, ist jedes andere historische oder positive Recht, das nicht damit übereinstimmt, Unrecht. Dieß ist so evident, daß sich gar nicht dagegen streiten läßt; nur scheint mir Herr von Rotteck zu weit zu gehen, wenn er von diesem Grundsatz aus auch rückwärts Alles verdammt, was in der Vorzeit mit dem Vernunftrecht nicht übereingestimmt hat. Kein Recht, und auch nicht das Vernunftrecht selbst, hat rückwirkende Kraft, und was wir heute zum ersten Mal erkennen, dessen Nichterkenntniß dürfen wir der Vorzeit nicht zum Vorwurf machen. So wie das Vernünftige selbst erst dann

vernünftig wird, wenn es als solches erkannt wird, so auch das Recht, und es gibt auch kein Unrecht eher, als bis es als solches erkannt wird. Freuen wir uns unsrer bessern Erkenntniß, aber trauen wir dem Zeugniß der Geschichte, daß die Vorzeit bei ihrer naiven Unwissenheit nicht unglücklicher war, und indem wir die Vorsehung loben, daß sie uns so weit vorwärts geführt hat, tadeln wir sie nicht, daß unsere Väter so viel des Weges noch nicht zurückgelegt hatten. Wie nun aber das Unrecht erst dann Unrecht wird, wenn es als solches erkannt wird, so ist es auch unmöglich, es dann noch rechtfertigen zu wollen, und dieß ist der Punkt, wo Rottecks gründliche Erörterung und warme Beredtsamkeit den entschiednen Sieg erringt. Ist er auch gegen die Ansicht, welche das Vergangene billig und mehr ästhetisch als politisch beurtheilt wissen will, ein wenig zu streng, so kann und darf er doch nicht streng genug seyn gegen die verlogne Parthei, welche das heut erkannte und bewiesene Unrecht noch immer damit zu entschuldigen sucht, daß es die Vergangenheit einmal für Recht ansah. Klar, wie die Wahrheit selbst, und warm, wie es die Liebe zur Wahrheit immer seyn soll, bekämpft der wackere Rotteck die Sophisten, die mit scheinheiliger Bosheit oder in Folge der Drehkrankheit, welche die Philosophen nicht minder oft als die Schafe befällt, die einfachste Wahrheit zu verwickeln oder ver-

dunkeln trachten. Besonders kräftig spricht er gegen eine Renommisterei, die mit dem Schrecklichen und Empörenden spielt, als wären es Kleinigkeiten, gegen die Affektation friedsamer Professoren, die auf dem Katheder sich pikiren, kleine Neros oder Napoleons zu spielen, weil das Grausame zuweilen wie genial aussieht. Für etwas Schlimmeres als eine Renommisterei wage ich es zu halten, wenn unser berühmter Jurist Hugo die Sklaverei vertheidigt, weil es 1) von jeher Sklaven gegeben hat, weil 2) in vielen Staaten die Sklaverei positives Recht ist, weil 3) die Sklaven vom Herrn gefüttert werden und keine Staatslasten zu tragen haben. Wäre Herr Hugo nicht auf seine originelle Grausamkeit so eitel, so würde er vielleicht bemerkt haben, daß er etwas sehr dummes gesagt hat. Zu diesen Renommistereien gehört auch der Ausspruch des berühmten Steffens: der Adel ist nur zum Genießen, der Bauernstand nur zum Arbeiten geboren, aber darin liegt kein Unrecht, denn dem Adel ist sein Genuß Arbeit und dem Bauer seine Arbeit Genuß! Herr Hugo sollte von Rechtswegen in einer Plantage auf Jamaika angestellt werden, um das Recht der Sklaverei zu genießen, und Herr Steffens in einem Dorfe, wo Leibeigenschaft herrscht, um den Genuß des Bauern zu schmecken. Doch, es ist den Herrn nicht Ernst. Das Katheder ist eine Art von Theater, und auf dem Theater darf man allerlei

schwatzen. — Es scheint indeß doch, die Gelehrten sollten ihre Ehre darin suchen, eben die Gerechtigkeit, die in Praxi so oft verletzt wird, wenigstens in der Theorie zu retten. Der Held und Staatsmann, der tyrannisch Alles nur seinem Willen unterwirft, und die Gerechtigkeit mit Füßen tritt, kann noch entschuldigt werden, sofern gebieterische Ereignisse seinen Terrorismus herbeiführten, oder die Größe seiner Thaten uns Bewunderung abnöthigt. Den Gelehrten aber, dessen heiliger Beruf es ist, die Gerechtigkeit auch dann noch in der Idee zu bewahren, wenn sie aus dem Leben gänzlich verschwunden wäre, den Gelehrten entschuldigt nichts, wenn er sich erniedrigt, der theoretische Affe praktischer Tyrannen zu seyn. Wenn die Weisheit subaltern wird, wird sie allemal Thorheit. Herr von Rotteck beweißt, daß es ein Vernunftrecht gibt, d. h. eine gewisse Anzahl von Rechtsregeln, die so unwidersprechlich sind, wie die mathemathischen Regeln des Euklid, und die dem positiven Recht nothwendig zu Grunde liegen müssen, wenn dasselbe nicht unvernünftig seyn soll. Er leitet diese Regeln nicht aus der Religion, auch nicht aus der Moral ab. Er braucht dafür keinerlei fremde Sanktion. Er leitet sie ganz einfach aus der Sache selbst ab. Gibt es, so schließt er, gibt es überhaupt Rechtsverhältnisse, so gibt es auch darin gewisse richtige Proportionen, auf die alles Recht zurückgeführt wer-

den kann, und eine Menge möglicher Disproportionen, in welchen alles wirkliche Unrecht enthalten ist. Die Proportion besteht einfach in dem Gleichgewicht der wechselseitigen Rechte, die Disproportion im Uebergewicht auf der einen oder andern Seite. — Nur so ist eine Wissenschaft des Rechts möglich, denn läge dem Recht nicht diese absolute Vernünftigkeit und mathematische Gewißheit zu Grunde, so könnte es nie zur Wissenschaft erhoben werden, könnte es immer nur ein Aggregat von zufälligen und willkührlichen Rechtsbestimmungen seyn, wie sie aus dem sich hundertfach widerstreitenden Interesse der einander in der Herrschaft abwechselnden Parteien, nicht aber, wie sie aus der Natur der Sache selbst hervorgehn. Eine solche Wissenschaft des absoluten Rechts muß es aber geben, sollte sie auch immer nur Gegenstand der Untersuchung für die Gelehrten bleiben und nie zur praktischen Anwendung übergehn. Mehr will auch Herr von Rotteck nicht, er will die reine Mathematik des Rechts kritisch retten und sichten, ob auch ihre regelmäßigen Linien sich in der Wirklichkeit immer in die Schönheitslinien des Unrechts verziehn sollten. In seinen Lehren finden wir meistens alte Bekannte wieder. Das Vernunftrecht wird heute nicht zum ersten Mal erkannt, und ist seiner Natur nach so einfach, daß es wenig verschiedne Auslegungen zuläßt. Einige Lehren aber hat Herr von Rotteck

in ein neues und schärferes Licht gesetzt, indem er mit einer, Manchem vielleicht übertrieben scheinenden und doch sehr nothwendigen Genauigkeit die Begriffe spaltet und das scheidet, was man bisher gern verwechselt hat. So ist durchgängig eine scharfe Trennung des Rechts von der Pflicht, des juridischen Dürfen vom moralischen Sollen, beherzigenswerth, weil sie die politische Frage völlig unabhängig macht von der moralischen, also auch dem Einwurf begegnet, den man dem Vernunftrecht von je her gemacht hat, daß es nämlich die Menschen nähme, wie sie seyn sollen, und nicht wie sie sind, daß es ideale und tugendhafte Menschen voraussetze, die eben niemals existiren würden. Das Recht ist aber so unabhängig von der Moral, daß es auf einen Staat von Bösewichtern eben so seine Anwendung findet, wie auf einen Staat von Weisen. Die einen mögen den Grundsatz öfter verletzen, als die andern, aber der Grundsatz bleibt ein und derselbe. Auf diesen Punkt muß man aufmerksam machen, denn es ist der, welcher die Rotteck'sche Lehre von den philanthropischen Träumereien der frühern Ideologen unterscheidet und ihr neben ihrer Würde auch noch das Ansehn von Solidität und wissenschaftlicher Nüchternheit gibt, was man im Gegensatz gegen die poetischen Ausbrüche eines humanen Enthusiasmus als das Kriterium der

gesunden Vernunft ansicht und anzusehn auch wohl berechtigt ist.

Fast mehr noch als durch seine Theorie hat Rotteck und mit ihm sein College Welker, der eifrigste Veetheidiger der Preßfreiheit, durch praktisches Wirken in der badischen Kammer auf die Zeitungsleser und dadurch auf das gesammte Publikum in liberalem Sinne gewirkt. Durch geschichtlich-philosophische Raisonnements hat Weitzel und durch staatsrechtliche Murhardt sich einen bedeutenden liberalen Ruf erworben.

Der Liberalismus war aber hauptsächlich mündlich in den Kammern, schriftlich in Zeitungen und Lokalschriften thätig und in solcher Masse, daß man unter so vielen Namen kaum weiß, welche man besonders hervorheben soll. Im Ganzen haben die politischen Begriffe und hat sich der politische Styl erstaunlich verbessert. Wie würde Justus Möser sich wundern, wenn er die Theilnahme sähe, mit der jetzt von Bürgern und Bauern politisirt wird, wenn er in allen Winkeln Deutschlands Blätter nicht nur voll patriotischer Phantasien, sondern auch voll Erörterungen staatsrechtlicher und finanzieller Fragen fände, wie wir sie wirklich erlebt haben.

Das Publikum für die politischen Zeitungen hat an Zahl ungeheuer zugenommen.

Die Zeitungen beschäftigen sich nicht mehr blos

mit Berichten über die äussere Politik, sie gehen auch auf die Fragen der innern Politik ein.

Trotz der Censur ist ein unüberwindlicher Trieb in der Zeit, alles zu veröffentlichen. Selbst da, wo die Censur alle liberalen Blätter unterdrückt, bringen die Staatszeitungen und servilen Blätter die politischen Streitfragen doch auf ihre Weise zur Oeffentlichkeit.

Unser politisches Zeitungswesen hat schon seine Erfahrung gemacht, die Polemik der Parteien hat eine gewisse Routine bekommen, einige Hauptfragen sind schon so oft durchgegangen worden, daß früher unbekannte oder dunkle Begriffe allgemein klar geworden sind.

Nachdem der rheinische Merkur von Görres in Coblenz, die Waage von Börne in Frankfurt, der fränkische Merkur von Wetzel in Bamberg, das Oppositionsblatt von Wieland (dem Sohn des Dichters) in Weimar, die Nemesis von Luden in Jena untergegangen waren, und die Isis von Oken auf die Wanderschaft hatte gehen müssen, kam seit den Karlsbader Beschlüssen keine freisinnige Zeitung mehr auf, ausser der Neckarzeitung von Seybold, die bald wieder sich mäßigte, dem deutschen Beobachter von Liesching in Stuttgart, der in den Kerker wanderte. Nach der Julirevolution folgte dieser Ebbe auf einmal wieder eine Fluth, und der plötzliche Ueber-

gang aus Fesseln in wilde Ungebundenheit überraschte. Wirth in der Tribune, Siebenpfeiffer in dem Westboten, einige deutsche Flüchtlinge im niederrheinischen Courier predigten Umsturz, Republik und einige dieser Schreckensmänner fielen sogar über Rotteck her, der ihnen viel zu gemäßigt schien, in dem sie nur noch einen Aristokraten sahen, während Rottecks Zeitung „der Freisinnige" als viel zu liberal vom Bundestag verboten wurde.

Viel zahlreicher und wichtiger als diese über die höhere Politik raisonnirenden Blätter waren die Lokalzeitungen, die sich um die besondern Angelegenheiten einer Provinz oder Stadt bekümmerten und eine an Ort und Stelle eben so verständliche als interessirende Kritik derselben begannen. Jeder weiß am besten, wo ihn der Schuh drückt. Wer also die speziellsten Bedürfnisse und Klagen anregte und besprach, fand auch weit mehr Ohren, als wer blos im Allgemeinen sprach. Zwar interessirte sich das Publikum einer Provinz oder Stadt nicht für die andre, aber es regte sich, wenn auch unabhängig von einander, doch überall dieselbe Theilnahme an den öffentlichen Fragen. Zwar wurden die wenigsten Redakteure solcher Lokalblätter berühmt und traten in die Reihen der großen Literatoren, aber galten sie auch nicht viel nach oben und im Ganzen, so wußten sie sich doch desto mehr nach unten und im Einzelnen geltend zu

machen nnd sie fanden dort einen fruchtbaren Acker, der bisher noch wenig bebaut gewesen war. Die große National-Literatur war dem Gewerbs- und Landmann unbesehen vorübergegangen. Diese kleine Lokalliteratur kam zu ihm ins Haus.

Die in unglaublicher Anzahl aufschießenden Blätter waren von sehr verschiednem Werth. Hier athmeten sie einen edeln Geist, wie Justus Mösers patriotische Phantasien, dort waren sie pöbelhaft. Hier reihten sie sich mehr den politischen Zeitungen, dort mehr den Unterhaltungsblättern an. Hier gebrauchten sie die populäre Sprache der schon ältern „Dorfzeitung,“ dort mehr die analysirende Sprache der Advokaten. Anderswo waren sie sentimental, gemüthlich, hofmeisternd, fingerzeiggebend, oder gefielen sie sich in Derbheiten und schlechten Witzen. In den aufgeklärteren Ländern und unter einer weniger rohen Bevölkerung waren die Blätter auch immer anständiger; nirgends aber waren und sind sie unflätiger, als in München, wo deren viele in Pöbelhaftigkeit wetteifern.

Nicht minder einflußreich, denn die Lokalblätter, waren auch die zahlreichen Brochüren, die in Provinzial-Angelegenheiten geschrieben wurden. Holstein zählte deren binnen zwei Jahren allein über dreißig. Auch Hannover, Braunschweig, Sachsen erzeugte derselben sehr viele und so jede deutsche Provinz, je nachdem sie eine mehr oder weniger lebhafte Krisis über-

stand. Diese Brochüren in Verbindung mit den bändereichen landständischen Verhandlungen schwollen zu Bibliotheken an, die man nicht mehr übersehn konnte. Alexander Müller und Dr. Zöpfl versuchten in eigends den staatsrechtlichen Verhältnissen der deutschen Staaten gewidmeten Journalen einen Ueberblick über das Ganze zu gewähren, sie konnten aber immer nur Bruchstücke geben, es fehlte ihnen der Raum für Alles. Nimmt man vollends die Schweiz mit ihren Zeitungen und Brochuren hinzu, so sieht man kein Ende ab. Hier acht und dreißig, dort zwei und zwanzig Staaten, in denen überall gefragt und geantwortet, gewünscht und beschwichtigt, gefordert und verweigert wird, das gibt ein großes Geräusch.

Das Ganze läßt sich um so schwieriger zusammenfassen, weil überall die größten Verschiedenheiten hervortreten. Hier ist derselbe Mann ein Liberaler, der dort als ein Aristokrat angesehen würde. Hier erbittert man sich über die Geringfügigkeit einer Rechtsgewährung, die dort für die größte Liberalität angesehen würde. Und nun vollends die Gelehrsamkeit, die wir Deutschen noch unwillkührlich in alle unsre öffentliche Angelegenheiten hineintragen. Der kleinste Staat hat eine ungeheuer gelehrte und verwickelte Gesetzgebung, und Ministerien und Kammern wetteifern, sie durch Zusätze und Ausführungen noch

immer mehr zu verkünsteln. Das Streben, recht gründlich, ja sogar das Streben, recht liberal zu seyn, erzeugt Düfteleien in der Gesetzgebung, die, wenn sie auch ganz vom Geist der Freiheit diktirt wären, doch ihre Wirkung verfehlen, weil sie sich durch ihre gelehrte Künstlichkeit und Papiermasse der Oeffentlichkeit entziehen und ausschließlich die Sache weniger gelehrter Rechtsverständiger bleiben müssen. Ein Recht das ich kenne, ist mehr werth als hundert Rechte, die mir unbekannt in dicken Büchern schlafen. Es ist nicht genug, daß man Rechte habe, man muß sie auch verstehen und damit man sie verstehe, müssen sie kurz und klar seyn. Das ist aber bei uns noch nicht der Fall, und die verschiednen deutschen Gesetzgebungen zu studiren und mit einander zu vergleichen, ist eine Aufgabe, die bald die menschlichen Kräfte übersteigen wird.

Da sich nun in der neuesten Zeit das politische Interesse vom Allgemeinen ab und zu den Lokalangelegenheiten hingewendet hat, so ist auch die alte patriotische Begeisterung, die Sehnsucht nach Deutschlands Einheit ꝛc. nur höchst selten wieder erwacht. Ja die Regierungen sind in den Fall gekommen, sogar darüber zu klagen, daß die öffentliche Meinung in Deutschland so unpatriotisch geworden sey, daß man nicht genug Vertrauen in den Bundestag setze, daß man in der luxemburgischen Frage so gleichgültig

sey, daß man mehr Sympathie für die französischen Belgier als für die deutschen Holländer zeige, daß man vielfach dem preußischen Zollverein widerstrebt habe rc. Man wirft den Liberalen eine undeutsche Gesinnung vor, und zum Theil denselben Liberalen, denen man früher ihr übertriebenes Deutschthum vorwarf.

Als Wirth bei dem bekannten Hambacher Fest den deutschen Nationalstolz in so kräftiger Weise wie früher etwa Arndt geltend machte, fanden das viele Leute sonderbar und unpassend.

Klüber hat es übernommen, die Verfassung, die Beschlüsse und Protokolle des deutschen Bundes zu ediren und zu commentiren, rein historisch ohne raisonnirende Kritik. Herr von Gagern hat neben der Fürstenbank eine Adelbank, Wilhelm Schulz aber eine Vertretung des deutschen Staats, eine allgemeine deutsche Deputirtenkammer neben der Fürsten-Pairie vom Bundestag verlangt. Herr von Wangenheim hat die Bundesbeschlüsse von 1832 staatsrechtlich erörtert. Noch umfassender hat Paul Pfizer neuerdings die gesammten staatsrechtlichen Verhältnisse des Bundes commentirt. Gelehrsamkeit, strenge Folgerichtigkeit, die besonnenste und klarste Darstellung und der edelste Patriotismus zeichnen diesen Publicisten in so hohem Grade aus, daß der Blick, der durch die trüben Nebel der Zeit und Literatur schweift, mit

Freude auf dieser hellen und schönen Erscheinung verweilt.

Indeß hat sich die allgemeine Theilnahme doch nicht den Bundesangelegenheiten zugewendet. Ist es Schläfrigkeit, Gleichgültigkeit, oder ist es nur üble Laune des Patriotismus? Gewiß beschäftigt sich das Publikum mit allen andern Dingen mehr, als mit den Bundesfragen.

Unter den vielen einzelnen und kleinen Fragen, die sich beim Stillschweigen über die großen Hauptfragen hervorgethan und laut gemacht haben, spielt die Judenemancipation eine bedeutende Rolle. Eine Menge Brochuren sind dafür und dawider fast in allen deutschen Staaten geschrieben worden. Die kräftigste, geistvollste Sprache hat Riesser in Altona geführt. Was er als Jude für die Rechte der Juden gesagt hat, gehört zu den Meisterstücken politischer Beredsamkeit. Doch müssen die Kinder Israel noch bis auf diesen Tag unter den kleinlichen Verhältnissen in Deutschland leiden und haben ihr armes Recht nur erst an sehr wenig Orten gefunden. Hier will man sie erziehen und das älteste Volk der Erde wie ein kleines Kind behandeln, das noch nicht auf den eignen Füßen stehen kann. Dort will man sie mit aller möglichen Schonung bekehren und zwingt sie zwar nicht Christen zu werden, erlaubt ihnen aber nicht, Bürger-, ja kaum Menschenrechte anzusprechen,

so lange sie nicht Christen sind. Hier haßt man sie ganz offen als ein fremdes Volk, schämt sich aber doch, sie todt zu schlagen und läßt nur den barbarischen Muthwillen auf andre Weise an ihnen aus. Dort spielt man den Herrn, den gnädigen Beschützer gegen sie, hütet sich aber, sie zu emancipiren, um nicht um das Vergnügen des Mäcenats zu kommen. Sogar Liberale gibt es, welche die Juden blos deswegen nicht frei lassen wollten, weil auch die Christen noch nicht in allen Dingen emancipirt seyen. Ueberall ist es die kleinliche Hoffart, die sich an den Juden reibt, und sie bald mit Verweigerungen, bald mit halben Zugeständnissen, bald mit grausamer Zurückweisung, bald mit aufdringlicher Pädagogik quält. Daß Männer von Geist und Bildung, wie solche in neuerer Zeit mehrere aus jüdischem Geschlecht berühmt geworden sind, über diese kleinlichen Mißhandlungen toll werden, ist ihnen kaum zu verdenken. Doch ist der Zorn Börnes, sind die Nadelstiche Heines der Judensache nicht günstig, weil sie die kleinen Antipathien nähren, und weil sich unter ihrer Aegide eine Brut gemeiner Judenjungen ausbildet, die alles, was den Christen und Deutschen heilig ist, mit offnem Hohn beschmutzen.

Dies sind die Abstufungen des Liberalismus. Wir kommen nun zu der servilen Partei. Die Namen liberal und servil sind aus dem Spanischen

entlehnt und von ganz Europa adoptirt. Servil heißt sklavisch, bezeichnet aber immer nur die freiwillige Anhänglichkeit an einen Herrn, sey es aus Ueberzeugung oder aus Interesse.

Vor dem Ausbruch der französischen Revolution lebte man noch in einem merkwürdigen Unschuldszustande. Die Fürsteu waren zum Theil liberaler, als ihre Unterthanen. Sie gingen wie Friedrich II. und Joseph II. mit dem Beispiel der Aufklärung voran. Sie spotteten über die Vorrechte der Geburt und wollten nur die des Talentes und Verdienstes gelten lassen. Sie selbst bildeten sich weit mehr auf ihr Genie als auf ihre Geburt ein. Gleicher Aufklärung befleißigten sich die zahlreichen, von nun an allmächtigen Staatsdiener. Schaarenweise saßen die Minister, Generale, Regierungsräthe, Hofräthe rc. mit blau seidnen Schürzen angethan und die silberne Kelle in der Hand in den großen Logen des Menschheitbundes, und feierten die allgemeine Gleichheit:

Du Schwester mit dem Leinwandmieder,
Du Bruder mit dem Ordensband.

Was konnte im Grunde republikanischer seyn, als dieser große Freimaurerbund und doch schloß er sich in Deutschland aufs engste an den politischen Servilismus an und Niemand war eifriger dafür, als die Staatsdienerschaft. Diese Liebhaberei ist psy-

chologisch merkwürdig. Sie war natürlich. Die Seele ist eine Waage. Ladest du im wachen Zustande zu viel auf die eine Seite, so wirst du unwillkührlich genöthigt, im Traum, in der Einbildung desto mehr auf die andre zu laden. Republikaner träumen gern von den Freuden der Herrschaft. Staatsdiener sind gern Scheinrepublikaner, d. h. Freimaurer.

Eben so naiv, wie die Herren und Gebieter, war damals auch noch das Volk. Es sah die zufällig so gewordene Politik des achtzehnten Jahrhunderts als eine ewige Nothwendigkeit an. Es litt durch die Willkühr nur wie durch ein Naturereigniß und beklagte sich über den Wildschaden nicht mehr, wie über ein Hagelwetter. Man sah damals unter den kleinen deutschen Fürsten etliche, die nicht nur durch jede erdenkliche Willkühr ihre Ländchen aussogen, sondern auch ihre Privatlaster öffentlich zur Schau trugen, und doch änderten diese Dinge nichts in der loyalen Gesinnung der Bevölkerung. Wie man am katholischen Priester das Priesterthum heilig hielt, wenn auch die Person unwürdig war; so hatte Luther die politische Religion eingeführt, die dem Königthum den unbedingten Glauben und Gehorsam sicherte, was auch die Handlungsweise der Könige seyn mochte. Daher war es in diesen naiven Zeiten gar nicht nothwendig, viel zu lügen und viel zu schmeicheln, viel zu warnen und zu beruhigen.

Das Volk brauchte keine Ermahnungen, es blieb von selbst ruhig, gehorsam, treu. Wie schon früher Landgraf Philipp von Hessen, so bekannte noch im achtzehnten Jahrhundert Herzog Carl von Würtemberg, daß Fürsten Menschen sind und große Fehler haben; aber dies that ihrer Würde, ihrem Ansehen bei den Unterthanen keinen Eintrag. Man war damals weit entfernt, so viel von Liebe des Volks, von „allgeliebten“ Monarchen rc. zu sprechen, aber die Anhänglichkeit und Achtung des Volks vor seinem Fürsten war in der That viel größer und fester gewurzelt, als jetzt. Sogar die Philosophen, die Dichter, die Aufgeklärten, alle, die von allgemeiner Freiheit und Menschenbeglückung schwärmten, die Bewunderer der alten Republik Athen, Sparta, Rom, die Verehrer Rousseaus, Montesquieus, der Nordamerikaner, gingen sie nicht größtentheils zu Hofe? Lebten sie nicht größtentheils von der Gnade der Fürsten? und waren sie etwas anders, als Merkwürdigkeiten, die man sich zur Ergötzung und Zierde an den Höfen hielt? Frankreich gab das Beispiel. Dort wurde zuerst eine Menagerie von Philosophen und Dichtern mit republikanischen Löwenmähnen und Adlerfedern vorgezeigt und auch in Deutschland schaffte man sofort die Hofnarren ab und führte die Oberhofrepublikaner ein. Der Philosophenmantel und die römische Toga wurden Livrée.

Als die französische Revolution ausbrach, wurde freilich alles anders. Drüben über dem Rhein machte man aus dem Spaß Ernst. Das ganze Volk wurde republikanisch, der glänzende Hof wurde ausgemordet, der König geköpft, das Königthum abgeschafft. Das Volk aber hielt sich dabei an die nämlichen Grundsätze, die es zuerst von den Hofphilosophen und Hofpoeten, ja von den aufgeklärten Fürsten und Fürstinnen selbst empfangen hatte. Es war kein Unterschied zwischen den Grundsätzen der Jakobiner und denen, die man so lange bei den klassischen Geistern der Nation in den Hofzirkeln, im Theater, in den Akademien und in den Freimaurerlogen bewundert hatte. Nur daß es dem Volk einfiel, den Schein in Wahrheit, das Spiel in Ernst zu verwandeln. In diesem Augenblick aber sahen auch die Höfe ein, wie gefährlich ihr Spielzeug gewesen war, und warfen es mit Abscheu und Schrecken von sich. Von nun an durfte sich Niemand mehr unterstehen, bei Hofe den Philosophen spielen zu wollen. Die antik drapirten Mäntel wurden verbannt und es erschien wieder der einfache Bedientenkragen.

Damals zum erstenmal nahm der Servilismus einen sentimentalen Styl an. Die Menschen waren schon zu sehr aus der alten Gewohnheit aufgeschreckt und hatten sich in zwei Parteien getheilt, von denen die eine nicht mehr anhänglich war, weshalb die an-

dere ihre Anhänglichkeit verdoppelte; genug von dieser Zeit an machte man den Höfen nicht mehr, wie sonst, ruhige und anständige Achtungsbezeugungen, sondern leidenschaftliche Liebeserklärungen, schwärmerische Liebkosungen. Die kirchlichen Romane zwischen dem Bräutigam Jesus und der Seele, die als Braut nach ihm trachtet, wiederholten sich in der Politik. Die servilen Publicisten fingen an, sich in Liebe zu den Fürsten aufzulösen, in der Wonne ihrer Anbetung hinzusterben.

Das unglückliche Schicksal Ludwigs XVI. weckte ein sehr allgemeines Mitleid und diente jener politischen Sentimentalität zur Folie. Die Emigranten verbreiteten ihre Gefühle überall hin. Unter den deutschen Publicisten, die mit Zeitschriften, Geschichtserzählungen, Taschenbüchern und Theoremen der französischen Revolution entgegentraten und der Coalition zum Werkzeug dienten, machte sich besonders der Schweizer Girtanner, ferner Reichard, Hoffmann, Schirach bemerklich, sämmtlich Männer ohne Charakter und ohne Geist, bloß feile Schmeichler, die für Geld Thränen und Flüche von sich gaben, talentlose Nachahmer des Johannes Müller, der sie an Falschheit und an Geschick weit übertraf, weil er immer eine liberale Maske vorzunehmen verstand, wenn er seine Krokodillthränen weinte.

So wie diese Leute das Echo des Emigranten-

geheuls in Deutschland wurden, so traten daneben auch gründliche Denker auf, welche nach dem Vorgang des Edmund Burke in England das große Ereigniß der französischen Revolution von einem geschichtlichen und anthropologischen Standpunkt aus prüften und nachzuweisen suchten, daß es eine Ueberspannung menschlicher Kräfte, daß es ein Rausch sey, der zur gewöhnlichen Nüchternheit zurückführen müsse. Auf diese Weise urtheilten Rehberg und Genz. Der erstere hat sich immer seine geistige Unabhängigkeit gewahrt; der zweite ist bald darauf eine ministerielle Denkmaschine geworden, ein Bedienter, dem man auftragen konnte, zu denken, wie man andern aufträgt, die Stiefeln zu putzen.

Da sich in Deutschland noch alles in Theorien bewegte, so fand die der Revolution widerstrebende Meinung ihren Philosophen an Schelling eben so, wie ihn die der Revolution zugewandte Meinung an Fichte gefunden hatte. Dem kategorischen Imperativ: es soll so seyn! wurde das historische Princip: es ist so und kann nur so seyn! entgegengestellt. Die Meinung, man könne die Welt umkehren, wie man eine Hand umkehrt, man könne den natürlichen langsamen Entwicklungsgang der Menschheit von ungefähr unterbrechen und die Geschichte von vorne anfangen, die Menschheit nach einem neuen Rezept neu kochen und ganz so behandeln, wie es der erste beste

Philosoph verlangt, diese bisher ziemlich allgemein verbreitete Meinung wurde aus Gründen der Vernunft und Erfahrung widerlegt. Die allzu hohe Erwartung von der Menschheit wurde herabgestimmt. Daß die allgemeine Freiheit, Gleichheit und Tugend eine Chimäre sey, wurde nicht nur aus der alten, sondern auch aus der neuesten Erfahrung erwiesen, da die Jakobiner, welche sie predigten, selbst am meisten gegen sie anstießen; denn die Republik in Frankreich erstickte in der Tyrannei, Oligarchie und im Pfuhl aller menschlichen Laster, sie verkehrte sich in das Gegenbild alles dessen, was ihre Philosophen gewollt hatten, ja sie ermordete sogar ihre Philosophen, nachdem sie dieselben mit höllischem Gelächter ausgehöhnt hatte.

Mit dem Mitleid, was die durch die Revolution gestürzten alten Familien erweckten, mit der politischen Nüchternheit Burckes und mit der auf den großen und ruhigen Gang der Geschichte, auf die ewigen Naturgesetze hinweisenden Philosophie Schellings verbanden sich noch zwei Tendenzen, welche der contrerevolutionären Partei das größte moralische Uebergewicht gaben, nämlich der wiedererwachte religiöse Sinn und der wiedererwachte deutsche Patriotismus. Beide waren gegen die Revolution gerichtet, denn die Jakobiner hatten das Christenthum eine Zeitlang abgeschafft, und Frankreich hatte durch seine Eroberun-

gen in Deutschland unser Nationalgefühl aufs tiefste gekränkt. Beide Tendenzen aber vereinigten sich in der interessanten Erscheinung der wiederaufblühenden Romantik, welche die großen Erinnerungen des Mittelalters, der guten alten frommen und getreuen Zeit, der Kirche, des Ritterthums, der deutschen Sage heraufbeschwor.

In dieser großen Partei, die gegen die Revolution conservativ, in Bezug auf das was, schon untergegangen war, restauratorisch, daher kirchlich fromm, deutsch patriotisch und dynastisch legitim auftrat, bildete eigentlich Friedrich Schlegel den geistigen Mittelpunkt. Er war weit mehr als Genz, da er den Mitteln der politischen Beredsamkeit die Mittel der religiösen Schwärmerei, der Philosophie und der romantischen Poesie hinzufügte. Er wurde katholisch, wie Genz, und fand noch weitere Genossen und Nachahmer am Grafen Stollberg, Adam Müller, dem Dichter Werner rc. Dieses Convertitenwesen mißfiel zwar den Protestanten, doch waren die Klagen über Frankreich zu allgemein, war die Taktik der Restaurationspartei zu fein und zeitgemäß, als daß nicht die Grundsätze derselben auch im protestantischen Norddeutschland, insbesondere in Preußen, großen Anhang gefunden hätten.

Man stellte das religiöse Gefühl voran. Der Ernst der Zeit, von dem die Jugend ergriffen war,

und die Reue des Alters über seine hartbestraften Sünden trugen dazu noch mehr bei, als die plötzliche Apotheose des frommen Mittelalters.

Man ging von dem Grundsatz aus: Der Mensch ist mit nichten frei. Er ist ein Geschöpf Gottes, von seiner Gnade erzeugt, erhalten, gebildet, durchaus von Gott abhängig, und nichts ist thörichter, als menschlicher Hochmuth und der Trotz auf vermeintliche Freiheit.

Im Staate sollte das Reich Gottes nachgebildet seyn. Daher wurde die absolute Monarchie als die allein der himmlischen entsprechende irdische Regierungsform anerkannt. Der Monarch sollte der Stellvertreter Gottes auf Erden seyn, und wurde als ein Gesalbter des Herrn, und als von Gott eingesetzt betrachtet und seine Aussprüche und Handlungen sollten die Kraft göttlicher Willensmeinung haben, auch wenn seine Person (wie die des gesalbten Priesters) einer so hohen Würde nicht entsprach. Das Ewige, Unveränderliche, die infallible Autorität des Königthums sollte wie eine Sonne nie durch zufällige Flecken den Glanz verlieren können.

Wie ferner in der Natur die Geschöpfe, nach unveränderlichen Classen abgetheilt, einer ewigen Ordnung dienend sich fügen, so sollten es auch die Menschen im Staate thun. Die Geburt wurde als

göttliche Bestimmung anerkannt. Wehe dem, der die ihm von der Natur gezogenen Schranken übersteigen, und die Rangordnung der Gesellschaft stören wollte.

Nicht ohne Scharfsinn wurden die liberalen Systeme kritisirt und deren Uebertreibung benutzt, um allen Liberalismus zu verdammen. Man spottete besonders über jenen thörichten Optimismus, der eine allgemeine Tugendrepublik einführen zu können glaubte, und über die Gleichmacherei. Es war nicht schwer, aus der Geschichte und aus der Gegenwart, aus der Erfahrung der Zeiten und jedes Einzelnen den Beweis zu führen, daß die Menschen nicht dazu gemacht sind, weder in allen Tugenden vollkommen, noch einander gleich, noch unter einander einig zu werden. So lange also die Liberalen zu viel von der lieben Menschheit verlangten, standen sie im Nachtheil gegen die Servilen, welche nicht so viel verlangten, welche ihre natürliche Schwäche mehr berücksichtigten.

Indem aber die Servilen sich ein Naturprincip zu eigen machten, und die Einheit, die bleibende Autorität, die Heiligkeit der Staatsgewalt, und die Rangordnungen der Unterthanen aus der Natur im Raum entlehnten, vergaßen sie das höhere historische Princip der Geschichte in der Zeit, aus welchem umgekehrt die Liberalen den ewigen Fortschritt im Wechsel, die ewige Emancipation, das

ewige Aufblühen aus der Zerstörung, die ewige Revolution herleiteten.

So ist es auch hier die Normalität, die in der Abhängigkeet gesucht wird, wie dort in der Freiheit, und der die Menschen beständig widerstrebten. Alle können nicht auf gleiche Weise frei, aber auch nicht auf gleiche Weise abhängig seyn.

Da beide Parteien in der Wahrheit sich nicht vereinigen können, so ist es ziemlich natürlich, daß sie desto mehr, ohne es zu wissen, im Irrthum übereinstimmen. Ihr großer gemeinschaftlicher Irrthum ist, daß sie über die menschliche Handlungsweise streiten und dabei von Ideen ausgehen, für welche oder in welchen gehandelt werden soll, statt von den Kräften der Menschen auszugehn, durch welche wirklich gehandelt wird und werden kann. Sie denken immer an das Sollen und vergessen darüber das Können. Sie sprechen von einer absoluten Freiheit und von einer absoluten Abhängigkeit, der sich alles fügen soll, sie weisen auch wohl nach, daß die Freiheit des Willens und das Recht der Selbstbestimmung, oder aber die Abhängigkeit von einem höhern über der Gesellschaft waltenden Wesen und die Pflicht der Unterwerfung unter dasselbe allen menschlichen Handlungen zu Grunde liege, aber sie gehn immer von einem idealen Gesichtspunkt aus und wollen zu einem idealen Ziele hinführen, zu einer Anordnung der

menschlichen Gesellschaft, in welcher entweder jene Freiheit oder jene Abhängigkeit allgemein anerkannt und die derselben entsprechenden politischen Formen unabänderlich festgestellt seyn müßten. Alle Menschen sollen sich der einen oder andern Ansicht fügen, und man streitet nur darüber, welcher Ansicht?

Dies ist der Grundirrthum beider Parteien. Man muß die Frage nach absoluter Freiheit und Unabhängigkeit in der weit wichtigern Frage nach dem relativen Vermögen der Menschen, und sofern von der Gesellschaft die Rede ist, nach der Vertheilung dieser Vermögen unter die Menschen zu begründen suchen. Wir werden nicht mehr nöthig haben, zu fragen: soll der Mensch frei seyn? wenn erst erwiesen ist, daß sie alle die gleiche Kraft dazu besitzen. Eben so werden wir nicht mehr untersuchen dürfen, ob die Abhängigkeit der einen und andern nothwendig sey, wenn wir die Vermögen kennen, die den einen und den andern von Natur zugetheilt sind. Die republikanische Partei spricht allen Menschen das gleiche Recht der Freiheit zu, insofern sie zugleich alle für stark genug hält, auch die Pflichten derselben tragen zu können. Die servile Partei spricht allen Menschen die gleiche Pflicht zu, sich vom höchsten Wesen abhängig zu fühlen, und einigen ertheilt sie das Privilegium, im Namen jenes höchsten Wesens die Abhängigen zu beherrschen. Wenn die Menschen wirklich

alle zugleich so seyn könnten, wie die eine oder andre Partei sie haben will, so wäre die Ansicht und der Staat einer jeden gleich vollkommen und es käme in der That nicht darauf an, ob dieser Staat oder jener bestände, wenn er nur allen seinen Gliedern vollkommen entspräche. Die Menschen sind aber weder so, wie jene, noch so, wie diese wollen und werden es in alle Ewigkeit nicht seyn. Darum muß auch ein ewiger Streit herrschen. Der Streit selbst wäre wieder ganz vernünftig, wenn jede Partei ihre Ansicht nur auf die Menschen ausdehnen wollte, deren natürliche Anlage dieser Ansicht entgegenkommt; er wird aber unvernünftig, da jede Partei allen Menschen, also auch denen, deren natürliche Anlage ihrer Ansicht widerspricht, diese aufdringen will. Die Republikaner wollen alle Menschen zur Freiheit erheben, aber einen großen Theil derselben können sie nur dazu verdammen, weil es Menschen gibt, viele, die meisten, welche keinerlei Kraft und Zeug dazu haben. Die Servilen wollen allen Menschen eine Hirtenschaft im Namen Gottes gewähren, aber einen großen Theil derselben verdammen sie nur dazu, weil es viele Menschen gibt, die entweder selbst herrschen, oder die weder herrschen noch beherrscht seyn wollen und können. Beide Parteien gestehn zum Theil ihr Unrecht ein, indem sie zugeben, daß die Menschen anders sind, als sie sie haben wollen; sie

zweifeln aber nicht, daß sie dieselben doch anders machen könnten, und dringen auf eine **Erziehung** zur Freiheit oder zur Herrschaft. Dies ist indeß nur ein neuer Irrthum, denn die Erziehung kann nur bilden, was angeboren ist, nicht ein Fremdartiges einpflanzen.

Die Neigungen und Kräfte der Menschen sind mannigfach unter Völker und Individuen vertheilt. Die Einen können nicht anders als frei seyn, ihre sinnliche Kraft, ihr überwiegendes Talent, ihr Gedanke spricht sie von jeder Herrschaft frei und sie herrschen entweder über die Schwachen oder die Idee der Gerechtigkeit beseelt sie und sie wollen allen Mitmenschen das gleiche Recht der Freiheit gönnen, sollten sie auch nicht im Stande seyn, ihnen das gleiche Vermögen dazu zu verleihen, sie wollen sie wenigstens nicht tyrannisiren, wenn sie es auch könnten. Die Andern sind schwach, und fühlen ihre Schwäche und suchen instinktartig, wer sie beherrschen möge. Sie schaffen sich einen Herrn, der Gewalt über sie hat, und wenn es auch nur ein Traumbild wäre. Zwischen ihnen bewegen sich die Launenhaften, die nicht wissen, was sie wollen; und die Phlegmatischen, die durch ihre Natur zu absoluter Passivität verdammt sind.

Dies sind die **Bestandtheile** der Masse, aus welchen die Politik beständig etwas zu machen strebt,

was bald dem einen, bald dem andern Bestandtheil unangemessen, daher niemals von Dauer ist. Die Republikaner adeln den Pöbel und er ist dieses Adels nicht würdig, er zwingt sie zur Diktatur oder er vernichtet sie; sie müssen auf ihn treten, oder er zertritt sie. Die Servilen kennen umgekehrt auch nicht einmal den wenigen echten Freien den Adel der Freiheit zu. Wer die Menschen zu hoch anschlägt, dem zeigen sie recht offen und frech ihre Niederträchtigkeit. Wer sie zu gering anschlägt, gegen den empören sie sich in ihrem bessern Bewußtseyn. Das war immer so und in diesem Kampf ist die Geschichte fortgeschritten.

Die in der Zeit des Unglücks von frommen Philosophen und Romantikern ausgehende Reaction gegen Frankreich und dessen revolutionäres Princip war und blieb eine Zeitlang wesentlich kirchlich, theokratisch. So bei Friedrich Schlegel und Görres. Diesen Männern schwebte immer die Idee des Mittelalters, also auch die Obervormundschaft der Kirche vor. Da jedoch das revolutionäre Princip unterdrückt wurde, da die weltlichen Monarchen entschieden triumphirten und sogar in ihrer „heiligen“ Allianz eine kirchliche Weihe annahmen, aber nunmehr selber stark genug waren, um einer besondern Hülfe von Seite der Kirche oder ihrer theokratischen Ideen ferner nicht mehr zu bedürfen, so wandte sich auch der bei wei-

tem größte Theil der Servilen ausschließlich von den unfruchtbaren hierarchischen Ideen der praktischen und wirklichen Monarchie zu. Der Schweizer Convertit Haller, Enkel des berühmten Dichters, machte den Uebergang in seiner „Restauration der Staatswissenschaft,“ die schon nicht mehr die Herrschaft aus Gott, sondern das Göttliche aus der Herrschaft herleitet, und dem nichts heilig ist, als absolute Gewalt, als Despotismus.

Nachher wurde nach der Religion gar nicht mehr gefragt. Es gab nur noch eine politische Religion, den unbedingten Gehorsam gegen die weltliche Macht. Ihr lautester Prediger war Schmalz in Berlin, der zuerst verkündigte, die sogenannten Freiheitskriege von 1813—15 seyen nur aus Versehen für Freiheitskriege gehalten worden; man möge diesen Druckfehler in der Weltgeschichte corrigiren; es habe sich nie um etwas andres gehandelt, als um die Herstellung der absoluten, durch Napoleon eingeschränkten, Fürstengewalt, nicht aber um eine Völkerfreiheit, die ja ohnehin ein Unsinn sey. Er wurde der Ankläger des Tugendbundes, dem er revolutionäre Ideen unterschob, und der Verleumder aller damals noch feurigen Patrioten. Aber er wurde doch nicht so berühmt als der Schauspieldichter Kotzebue, der im russischen Solde die guten Deutschen, die für ihre Freiheit gekämpft zu haben wähnten, noch boshafter höhnte,

wofür ihm der Student Sand in einer Anwandlung von patriotischem Wahnsinn den Dolch ins Herz rannte.

Seit den Karlsbader Beschlüssen nahmen dann servile Systeme und Zeitschriften natürlicherweise bedeutend überhand, ohne daß man aus dieser Literatur einen Schluß auf die wahre Stimmung der Zeit hätte ziehen können. Da die Censur nichts Liberales aufkommen ließ, wurde von Seiten derer, die sich in ihrer alten akademischen Eitelkeit behaglich wohl fühlten, und denen, die als junge Leute schnell ihr Glück machen wollten, jede Scham bei Seite gesetzt und Dinge behauptet, die in den finstersten Zeiten der Hierarchie, des Feudalismus und des antiken Despotismus bei weitem nicht so grell hervortraten. Wie Julianus Apostata, der das Heidenthum wieder herstellen wollte, die heidnischen Gebräuche ins Ungeheure übertrieb, und Hekatomben auf Hekatomben von Löwen, weißen Elephanten und andern seltenen Bestien opfern ließ, so schienen unsre servilen Schwärmer alles überbieten zu wollen, was jeden heidnischen Göttern geschmeichelt worden war.

Die alte literarische Aristokratie, die Männer, die sich ausschließlich die vornehmen Geister nannten, befanden sich in einer Lage wohl, in welcher dem Volk und seinen Repräsentanten das laute Schreien verboten war. Die politische Stille gefiel allen denen,

die man sonst vielleicht nicht aufmerksam genug angehört hätte. Sie glaubten daher auch die Regierungen unterstützen und preisen zu müssen und thaten es mit der ihnen eignen Unbehülflichkeit, mit gelehrter Timidität, pedantischem Schwulst und studirter Uebertreibung. Diente nicht die einflußreiche Hegel'sche Philosophie dem krassesten, und predigte nicht auch Göthe bei jeder Gelegenheit den plattesten Servilismus? Ja sogar der selige Voß, der sich für einen Freiheitshelden auszugeben die Medisance hatte, wetteiferte er nicht mit dem Herrn v. Haller, um zu beweisen, daß seine Confession die der weltlichen Macht unterwürfigste und servilste sey? Vor allen aber muß hier an den Heros der Jurisprudenz, Hugo in Göttingen, erinnert werden, der sogar die Sklaverei im eigentlichen Sinne, die der Heloten, Neger und Leibeigenen, als recht, vernünftig und weise anpries. Schlegel hatte schon gesagt, der Bauer könne immerhin verderben, damit der Ritter die edle Jugendlust genieße, denn die Romantik gehe über Alles. Eine ähnliche Aeußerung that Steffens. Fouqué überschwemmte die Phantasie der Leser und Leserinnen mit Rittern, Harnischen, Lichtbraunen, Freifrauen und identificirte die Poesie mit der Aristokratie. Es blieb aber nicht bei der Poesie, nicht bei bloßen Meinungen. In katholischen Ländern kehrten die Jesuiten zurück, in den protestantischen fing der Adel schon wieder an, die

Bürgerlichen auszuschließen, und überall erhoben sich große Gelehrte und orakelten, daß es ganz gut sey, daß man nur so fortfahren müsse, daß den Thronen ihre zwei uralten Stützen, Priester und Adel, wiedergegeben werden müßten. Sie sollten aber auch nur als Stützen dienen und keinen selbstständigen Zweck mehr haben. Der monarchische Eifer war viel stärker als der hierarchische oder aristokratische. Nur sehr wenige stritten für die Unabhängigkeit der Kirche, die ungeheure Mehrzahl des lutherischen wie des katholischen Clerus wetteiferten nur in Unterthänigkeit gegen die Ministerien. Der bekannte Agendenstreit war ein solenner Triumph der Monarchie, gefeiert beinah vom ganzen Clerus, über den eben triumphirt wurde. Nicht selten hörte man wieder cujus regio, ejus religio. Ein gewisser Balzer predigte diesen Grundsatz ganz offen und forderte die weltliche Macht zu Gewaltschritten gegen alle Andersdenkenden auf. Ein gewisser Seifert sagte geradezu: „der königliche Thron ist der wirkliche Stuhl Gottes." Ein sehr berühmter Mann endlich, der Jurist Feuerbach, erfand einen förmlichen politischen Götzendienst.

Unter den Zeitschriften war die Eos hauptsächlich dem hierarchischen, Pfeilschifters langweilige Adelszeitung dem aristokratischen Interesse gewidmet. Dem romantischen huldigten alle Staatszeitungen und einige raisonnirende Blätter, unter de-

nen Jarke's Wochenschrift das meiste Aufsehen erregte. Dieser Ritter der Knechtschaft schlug seinen Turnierplatz zuerst in Berlin auf, wurde aber, da Genz alterte, katholisch, um bald dessen Stelle in Wien einzunehmen. Außerdem zeigten besonders auch die Frankfurter Oberpostamtszeitung und die Mannheimer Zeitung den größten servilen Eifer. Der vielen servilen Lokalblätter, die sich seit der Julirevolution den liberalen entgegensetzten, nicht zu gedenken. Eine Zeitlang hatten die liberalen Blätter entschieden die Oberhand, als aber diese wieder verboten wurden, herrschten seit 1832 aufs neue die servilen vor.

Daß bei solchen Wechseln und bei so viel Mittel-Zuständen, wie wir sie in Deutschand haben, auch politische Felonien vorkommen, ist sehr natürlich, und es zeigt noch von einer gewissen politischen Naivetät, daß sie nicht weit häufiger sind und daß sie noch kein rechtes Glück machen. Nie verzeiht man dem Convertiten seinen Uebertritt, weder in der Kirche noch im Staat. Sogar ein so wackerer Patriot, wie Görres, verlor augenblicklich alle seine Popularität, als er seine Meinung änderte.

Der erste politische Convertit war der berüchtigte Witt Döring, der mit seinen Abgeschmaktheiten das deutsche Publikum wirklich eine Zeitlang mystifizirte. Dann folgte Lindner, der einst, weil er Kotzebues russische Umtriebe entlarvte, einen großen liberalen

Ruf erworben und durch mehrere geistreiche Schriften befestigt hatte. Er ist eine der glänzendsten publizistischen Käuflichkeiten gewesen. Zuletzt hoffte Münch unter dem Deckmantel liberaler Tiraden im Wechsel des Herrendienstes eben das Glück zu machen, wie Johannes Müller, ohne jedoch dessen Gelehrsamkeit und Gewandtheit zu besitzen.

An die, welche sich von einer Meinung an die andre verkauft haben, reihen sich die, welche sich für keine Meinung recht zu entscheiden wissen und doch das Bedürfniß haben, immer davon zu sprechen. An die Unmoralischen reihen sich die moralischen Schwächlinge. An die Schamlosen reihen sich die, welchen immer ihre Scham in die Quere kömmt. Man hat diese unentschiedenen Redseligen die politischen Salbader genannt. Sie möchten gerne alles versöhnen, die Teufel und Engel mit einander verkuppeln und christlich deutsch gemüthlich erziehen. Sie finden für jedes Uebel einen schönen Namen und predigen überall Duldung, Liebe. Pietistische Staatsdiener in absolut monarchischen Staaten wetteifern hierin mit parlamentarischen Rednern im konstitutionellen Süden.

Wie ist es doch gekommen, daß die leidige Sentimentalität, nachdem sie aus dem Familienleben und aus der Literatur beinah verbannt ist, sich in die Politik geflüchtet hat, wie ein entsprungener Affe auf den Richterstuhl? Man gibt der Gemüthlichkeit

in der Politik das Uebergewicht über den Verstand, ja man setzt den Verstand dabei so auffallend hinten an, daß man, indem man die Politik christlich nennt, nicht einmal die aller Logik hohnsprechende contradictio in adjecto zu bemerken scheint. Liebe, du heiliges, so oft mißbrauchtes Wort, auch du mußt hier der politischen Leimsiederei dienen, um das leimen zu helfen, was nicht aus ganzem Holze mehr geschnitten werden kann, weil der Stamm schon zu Spähnen gemacht worden. Liebe, christliche Liebe heißt das Princip dieser modernen Schule deutscher Doktrinäre, und sie verlangen, man solle alles aus Liebe thun, während in Frankreich auch die wohlwollendsten Doctrinäre doch immer von dieser Liebe abstrahiren und an deren Stelle das Gesetz, ein kaltes Abwägen wechselseitiger Rechte setzen. Das Wunderlichste ist, daß Liebe zur zwingenden Gewalt erhoben wird, während sie selbst nicht erzwungen werden kann, und wenn sie nicht da ist, muß ja wohl das lieblose Gesetz an ihre Stelle treten. All das Predigen von der politischen Liebe hat noch nichts bewiesen, als daß sie eben nicht da ist. Wer kann bei unsern diplomatischen Essen und militärischen Executionen, bei Mauth und Censur, Polizei und Prozessen ohne Affektation die Liebe mit ins Spiel bringen? Wohl ehemals gab es eine Zeit, da Staat und Sitte, Wissenschaft und Kunst in dem tieflebendigen Keime christ-

licher Gesinnung wurzelten, und die Kirche all dieß große Leben beherrschte und vereinte. Aber diese Zeit ist dahin, die Kirche liegt in Trümmern und ich frage, wie gottlos wir denn geworden sind, daß wir eben da christliche Politik predigen, wo in den ehrwürdigen Ruinen jener Kirche der ärgste Muthwillen getrieben wird und über geistliche Angelegenheiten die ungebundenste weltliche Willkür schaltet? In Zeitungsphrasen, Addressen, Eröffnungsreden, Dedikationen und in gedruckten Theorien lebt die Liebe nicht, nicht in den flüchtigen Wolkenbildern der Schrift, dort wälzt sich nur noch der Rauch des längst erloschenen Feuers hin. Nicht Liebe und Religion, nur Furcht, Argwohn, List und Gewalt beherrschen das Staaten-Leben, und der Friede selbst ist nicht das sanfte Ruhen in der wechselseitigen Liebe, sondern nur die Ruhe des Waffenstillstandes, während die Gegner, die Hand am Schwert sich beobachten, oder die Ruhe eines Kirchhofs. Da wir notorisch nicht mehr in der goldnen Zeit leben, wo die Liebe mit dem Liliensceptér die Ungeheuer menschlicher Leidenschaften bändigte, sondern in einer eisernen Zeit, in der alle diese Leidenschaften gegen einander die Zähne fletschen, so ist das Affektiren der Liebe unnütz oder gar auf doppelte Weise gefährlich, einmal, weil es, für Heuchelei gehalten, nur die Leidenschaften auf der Gegenseite noch mehr vergiftet, und sodann, weil es, wenn man es

ehrlich meint, die Augen, die stets wach seyn sollen, einschläfert in Jean Paulschen Dämmerungen, die zwar immer, wie das Sprichwort sagt, der Liebe, aber auch den Dieben günstig sind. Einst gebar die Liebe das Recht. Die Zeiten haben sich geändert. Das Recht, das kalte, eiserne wird in harten Wehen erst wieder die Liebe gebären müssen. Ist der Einzelne dem Zeitalter vorangeeilt, sey ihm Ehre dafür. Doch soll er die eigne Liebe nicht zur Brille machen für seine Zeit. Diese ist, wohin man blickt, auf entsetzliche Weise lieblos und ganz des bindenden Zuges organischer Lebenskräfte beraubt, den rohen und ersten Elementarkräften der unorganisirten oder desorganisirten Natur anheim gefallen, und dieser Kräfte strenges und gewaltiges Gesetz muß uns der Liebe sanften Zug ersetzen, wenn nicht vollends eine ganz chaotische Gesetz- und Kraftlosigkeit eintreten soll. Die Wahrheit ist, daß man dem französischen Grundsatz kalter liebloser Abwägung der Rechte, so sehr man ihm in der Theorie widersprechen mag, praktisch beständig huldigte. Wozu also die Heuchelei? Hört man die deutschen Doctrinäre sprechen, so sollte man meinen, das berühmte europäische Gleichgewicht sey ein Ding von ehemals, das jetzt längst in die Rumpelkammer veralteter Mißbräuche geworfen sey. Und doch sind wir jetzt alles, was wir sind, eben nur durch dieses immer fortbestehende Gleichgewicht, des-

sen mechanischen Gesetzen Europa nie aufgehört hat, unterthan zu seyn. Für die technischen Ausdrücke dieser Mechanik hat die Theorie der christlichen Politik zwar ganz andere, sehr schön lautende Wörter gesetzt, aber die Sache bleibt die nämliche. Die Konstitutionen und Autokratien haben Frieden geschlossen, wie der Protestantismus und Katholicismus, zwar im Namen der christlichen Liebe, aber in der That nur aus wechselseitiger Erschöpfung und in der Ueberzeugung, daß jeder zu stark sey, als daß einer den andern völlig besiegen könne. Auch die Großmuth war immer nur eine berechnete, und der Schwächere wurde stets nur um eines dritten Stärkern willen geschont. Wo das Interesse galt, hat man nie viel gefragt nach jenen Geboten uneigennütziger Liebe, und wo irgend ein Gegner ohne Nachtheil unterdrückt werden konnte, ist es immer geschehen, so naturnothwendig, wie der See ausbricht, wenn er keinen Damm mehr hat, und das Haus einstürzt, wenn die Stützen faulen.

Diese Naturgesetze der Politik genau kennen zu lernen, ist eine weit wichtigere Aufgabe, als das Versinken in fromme Wünsche und die Erinnerungen an ehemals. Wenn irgend noch eine Spur von Liebe in der modernen Politik gefunden wird, so ist es doch gewiß keine christliche, sondern höchstens der alte heidnische Amor, der neckisch und schalkhaft hier die Has-

senden zu politischen Liebesbetheurungen und Ehekontrakten zwingt, dort den Liebenden ihr Idol gewaltsam entreißt, hier den hinfälligen Greis noch die Gluth des Jünglings lächerlich nachahmen, und dort Knaben nach der verbotnen Frucht springen läßt. So hat der politische Amor unter Napoleon, in Spanien und Polen, unter Karl X. und unter den deutschen Demagogen sein muthwilliges Wesen ausgelassen. Aber die christliche Liebe, sie hat nichts von all dem tollen Spuck gewußt, weinend saß sie auf den Ruinen der alten Kirche, bis die Rationalisten ein Taubenschießen gegen sie angestellt und sie, wie Asträa, aufflog, von wannen sie gekommen, ruhend am Herzen Gottes, wo sie nicht einmal die Berliner pietistischen Steckbriefe erreichen können.

Ich habe ein so tiefes Mißtrauen gegen alle Sentimentalität, daß ich immer die Lüge dahinter wittere. Ich sehe in der Wohlrednerei, Liebedienerei, in dem Moralpredigen und zum Herzen Reden, das die Parthien in Thränen auflösen und zusammenleimen soll, nur eine versteckte Bosheit, die triumphirende Scheinheiligkeit, die vor Wollust gleichsam jauchzende Verruchtheit. Wirklich kann eigentlich nur der schadenfrohe und im Spott unermüdliche Mephistopheles ein Gefallen daran finden, sich für die Moral begeistert zu stellen, lange Reden für sie zu halten, Thränen für sie zu vergießen, und bei einigen dum-

men Männern und vielen klugen Weiblein jenes behagliche Knurren und Schnurren im Leibe zu erwecken, welches die Menschen gleich den Katzen empfinden, wenn man ihnen schmeichelt und sie überredet, sie seyen recht fromm und lieb.

Schöne Reden sind des Teufels Festtagskleid. Schöne Reden thuns aber nicht. Wenn die Menschen nicht bloß scheinheilig die Augen verdrehen, wenn sie wirklich moralisch handeln sollen, so müssen sie entweder noch unschuldig seyn, oder, wenn sie es nicht mehr sind, muß die Noth sie mit Riesenfäusten packen, und ein innerstes Erbeben durch alle Seelen gehn, und der Jammer, die Verzweiflung, der Tod, die Seelenstärke, wo sie noch ist, zum Kampf herausfordern, damit sie vom langen Schlafe geweckt werde, jene Seelenstärke, welche der Unschuld Werth und Gewalt ersetzt, die aber nie in der Masse zum Vorschein kommt, wenn nicht ein ungeheures Schicksal sie weckt.

Unter den politischen Schönrednern nimmt Zschokke die erste Stelle ein. Er copirte die weinerliche Heuchelei und den Bombast Johannes Müllers in seinem Styl auffallend. Doch war er bei weitem kein solches moralisches Ungeheuer wie Johannes Müller. Er diente nicht immer jeder Macht für Geld und Titel, wie Müller es immer that. Er diente zwar auch, er schrieb für die Tyrannen gegen die Völker.

In Napoleons Sold beschimpfte er die unglücklichen Spanier und Tyroler, pries die französische Welt-Monarchie, zog noch Anfangs als Journalist mit gegen die Alliirten zu Felde, verspottete die Deutschen, die an Erfüllung der verheißenen Freiheit glaubten und höhnte sogar noch die Philhellenen aus. Aber er that dieß nicht allein, er schrieb auch auf der andern Seite wieder, wie der politische Wind sich drehte, gegen Napoleon, für das Deutschthum und den Liberalismus und für die Griechen. Wie gerade in der Schweiz, wo er lebt, die Majorität gesinnt war, wie auswärtige Höfe ihn bezahlten oder nicht mehr bezahlten, so schrieb er, heute so, morgen gerade das Gegentheil mit einer allerliebsten und lächelnden Naivetät. Ueberall sprach er schön, gefühlvoll, salbungsvoll, mit Wärme, als ob es seine innigste Ueberzeugung wäre, wenn er auch eben erst mit derselben Wärme das Entgegengesetzte vertheidigt hatte. Aber man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er das deutsche Publikum verstanden hat. Die Liberalen zählten ihn unter ihre Heroen und gaben ihm Feste; die Servilen schätzten ihren guten alten Freund nicht weniger. Charakter erscheint den Leuten noch immer als das Unbegreiflichste, darum macht bei ihnen nichts so viel Glück als Charakterlosigkeit. Sie lieben, was ihnen selber gleicht. Die Philister sind heute tapfer, morgen feig, heute liberal, morgen

servil, je nachdem der Wind geht. Ein Publicist, der gerade so ist, wie sie, muß ihnen nothwendig gefallen.

Gleichwohl hat es der große Krug in Leipzig mit dem Publikum verdorben. Dieser ist zwar kein Schönredner, kein Deklamator wie Zschokke, sondern nur ein breiter Schwätzer; aber er hat doch auch das was den Philistern so sehr gefällt, er ist tapfer, wenn keine Gefahr da ist, und wird gleich sehr friedliebend, wenn die Gefahr naht. Er ist ganz, wie es die politischen Tuckmäuser in Deutschland gerne haben. Aber es scheint, er hat die Leute durch sein zu vieles Hofmeistern vor den Kopf gestoßen. Zschokke überredet mit süßer Zunge, Krug docirt anmaßend und langweilig.

Die Klasse der „liberalen Schreier", von denen man weiß, daß sie wie gewisse Hunde nur bellen, aber nicht beißen — und der „politischen Leimsieder", die unvereinbarliche Elemente durch eine liebreiche Segensprechung zusammenleimen wollen, ist sehr groß in Deutschland. Es gibt kein Land und kein Ländchen wo nicht einige schriftstellernde Beamte liberal thäten, was dann wieder einige liberale Bürger durch loyale Mäßigkeitspredigten erwiedern. Man macht sich fast noch mehr Complimente, als Vorwürfe.

Von diesen Versöhnungsversuchen ist die reine politische Empirie zu trennen, die bloß referirt, und sich der eigenen Meinungen enthält. Dies ist

die Tendenz von Pölitz, A. Müller und einiger andrer Sammler und Registratoren der politischen Literatur. Dies ist auch die Tendenz der Augsburger allgemeinen Zeitung, wie früher des Hamburger unpartheiischen Correspondenten. Es ist bemerkenswerth, daß dies gerade die berühmtesten und am meisten verbreiteten Zeitungen waren und noch sind. Bei den deutschen Zuständen war es nicht anders möglich. Freilich ist die Unpartheiligkeit dieser Blätter sehr schwankend, und am Zünglein der Wage ist die Windfahne befestigt; allein in Staaten, wo man sonst gar nichts vom Auslande zu lesen bekommt, ist man herzlich froh, noch so viel, als die leichtere Wagschaale trägt, habhaft zu werden. Um der Allgm. Zeitung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß man von Augsburg nicht westwärts, sondern ostwärts reisen.

Zu den Empirikern gehören auch einige Staats-Rechtslehrer, vor allen Zachariä in Heidelberg. Derselbe nimmt den Staat durchaus, wie er ist, nicht wie er seyn sollte, und macht ihn weder von einem ursprünglichen Menschenrecht, noch von den Bedingungen der Nationalität abhängig. Man muß eingestehen, daß eine solche Empirie durchaus in einer Zeit und in einem Lande zu Hause ist, wo weder Menschen noch ein Volk zu finden sind, sondern nur Staatsindividuen, Unterthanen. Im Einzelnen gibt

Zachariä Rathschläge, die von eben so viel Billigkeit als Scharfsinn zeigen.

Als sehr eigenthümlich erscheint Rehberg, der früher mit Burke und Genz die französische Revolution bekämpfte, aber immer, wie der Freiherr von Stein, zeitgemäße Reformen wünschte und sich noch jüngst in seinen „Phantasien“ kräftig dafür ausgesprochen hat. Schade, daß er seine Meinungen immer nur gelegentlich an einzelne Objekte angeknüpft hat, und nicht systematisch verfahren ist. Indeß zeichnet es ihn nicht wenig aus, daß er beide Parteien tadelt.

Die „Vermittlung der Extreme“, über welche sich Herr v. Ancillon ausgesprochen hat, läßt gänzlich unwirksame und ohnmächtige constitutionelle Formen zu, als ein Surrogat und gleichsam als einen Ableiter für Reformen, steht also im vollkommenen Widerspruch mit der Tendenz eines frühern preußischen Ministers, des Freiherrn v. Stein, welcher keine konstitutionellen Formen, aber innerhalb der absoluten Monarchie wirksamere Reformen wollte und zum Theil durchsetzte.

Nun zur Justiz.

Die deutsche, aus dem römischen Recht und unzähligen Lokalprivilegien oder Lokalgewohnheiten entstandene Jurisprudenz ist längst als eine Monstrosität, als ein krankhafter Auswuchs des politi-

schen und des literarischen Körpers anerkannt. Schon Göthe sagt im Faust die berühmten Worte:

Es pflanzen sich Gesetz und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort;

obgleich Göthe selbst als Minister alle Reform scheute und ängstlich um Erhaltung des Alten bemüht war.

Die juristische Facultät baute sich neben der katholischen an. Die Jurisprudenz hat daher auch sehr viel mit der Theologie gemein, ihren philologisch-historischen Apparat, ihre Bibel und symbolischen Bücher, ihre Dogmatik und Exegese, ihre Schule und ihre Kaste. Was am römischen Recht hängt, die Romanisten sind den Katholiken zu vergleichen, Protestanten dagegen sind die Anhänger des deutschen Rechts, und zwar gleichen die Freunde der öffentlichen Rechtspflege den Reformirten, die Anhänger der verschiednen Landrechte, die noch Vieles vom Römischen beibehalten, den Lutheranern.

Das Princip der Romanisten ist: das Recht in der Logik zu begründen. Sie behandeln es mithin als Wissenschaft, als Studium, und bilden deßfalls eine gelehrte Kaste, eine Art von Priesterschaft des Rechts, woraus denn eine besondre Form der Rechtspflege entspringt. Nicht das gemeine Volk kann richten, nicht das Gewissen, das in jedem inwohnt und dem ein wechselseitiges Vertrauen der Gemeinde den Richterspruch überläßt, sondern nur die

Wissenden, die Gelehrten können und dürfen urtheilen und entscheiden. Demzufolge können diese Wissenden auch die Befugniß, zu richten, nicht vom Volk entlehnen, sondern lediglich von der Autorität der Wissenschaft, die hinwiederum nur in der vom Volk unabhängigen Majestät zugleich mit jeder andern höchsten Staatsautorität personificirt ist. Diese Partei bedarf also zunächst die sacra majestas als Urquell des Rechts, die juridische Pabstgewalt, den heiligen Richterstuhl, sodann den juridischen Priesteradel, der das Recht dem Laienvolk vermittelt, und zwar theils Richter, entsprechend dem Episcopalclerus, theils Advokaten, entsprechend den Klostergeistlichen, vorzüglich im Sinn der Bettelorden und Jesuiten. Ferner bedarf diese Partei des corpus juris, als des allgemeinen Canons, und der historischen und kritischen Commentare, als der Kirchenväter und Scholastiker. Endlich wird sie in ihrem Themistempel ein abgesondertes Chor, das Allerheiligste, ansprechen, da die Priester über dem Volk erhaben stehn, dem stummen Volk den Segen spenden und die Opfer von ihm empfangen.

Wie die Reformation von den Mönchen ausgegangen, so neigen sich zum juridischen Protestantismus vorzüglich die Advokaten. Die neue Partei macht im Gegensatz gegen die Wissenschaft das Gewissen zum Princip, im Gegensatz gegen die Ad-

geschlossenheit der Kaste die republikanische Oeffentlichkeit zur Form des Rechts, so wie der Protestantismus uns vom Priester ans eigne Herz, und aus dem Atrium ins Chor selbst, in die freie und gleiche Christengemeinde verweist. Wir dürfen diese Partei im Gegensatz gegen die Romanisten die Germanisten nennen.

Sofern die Germanisten das Gewissen zum Rechtsprincip erheben, und die Oeffentlichkeit zur Rechtsform, neigen sie sich zur Demokratie. Sie betrachten die Beurtheilung eines Rechtsfalls als etwas natürliches und allen Menschen gemeinsames. Nicht eine Aristokratie von Gelehrten, sondern das gemeine Volk richtet. Mithin autorisirt sich das Volk auch selbst dazu und die Rechtsgewalt fällt mit der Souverainität des Volks zusammen. Die Oeffentlichkeit der Gerichte ist sodann nur eine natürliche Folge des Princips.

Sofern die Romanisten die absolute Logik zum Rechtsprincip erheben, und deßfalls ein Studium der Rechtswissenschaft begründen, dem nur Geweihte sich widmen können, neigen sie sich zur Aristokratie. Sofern sie aber in ihrem System alles an einen absoluten Satz knüpfen müssen, kann demselben auch nur eine absolute Kraft, die ihn geltend macht, entsprechen, also die Autokratie. Diese Demokratie kann sich nicht nach dem Ausspruch eines Einzigen richten, und

jeder absolute Satz gilt nur als eine Stimme. Die Monarchie kann sich nicht nach dem Ausspruch vieler richten, und jeder Ausspruch des Gewissens kommt allen Stimmen zu. Mithin mußte das römische Recht nothwendig zur Autokratie, das deutsche Recht nothwendig zur Freiheit führen, und sofern es in neuerer Zeit wiedergeboren worden, taugt es nur für Repräsentativstaaten. Die Rechtsfragen sind also politische. Der Streit über Rechtsprincip und Rechtsform fällt genau mit dem über Staatsprincip und Staatsform zusammen. Repräsentative Staaten haben auch eine Literatur des öffentlichen Rechts, autokratische nur eine des geheimen Rechts. Die deutsche Literatur zeigt noch ein enormes Uebergewicht der letztern.

Nicht unwichtig ist der Umstand, daß die Romanisten immer Cosmopoliten oder Glieder einer allgemeinen Rechtskirche, die Germanisten immer Volksthümler oder Glieder einer Nation sind. Die absolute Rechtswissenschaft hat sich so wenig als die absolute Theologie um die Eigenthümlichkeiten einer und der andern Nation zu bekümmern. Es gibt nur einen Gott und nur ein Recht. Soll die Religion die rechte seyn, so muß sie allen Völkern anpassen. Soll es eine absolute Rechtswissenschaft geben, so muß jedes Volk nach ihr gerichtet werden können. Dies Schema gilt auch für das römische Recht, wie

für den Katholicismus, und von jeher sind beide den sogenannten barbarischen Völkern mit Feuer und Schwert oder mit sanftem Bekehrungseifer gepredigt worden, woraus denn unendlich viel Gutes entsprungen ist, aber auch viel Böses, denn das Herz der Nationen hat sich an der eisernen Consequenz der universellen Dogmen verblutet, oder Consequenz und Natur haben sich ausgeglichen, jedes ein wenig nach dem andern gemodelt, und an die Stelle der rohen Barbarei ist eine cultivirte Barbarei getreten.

Bei den öffentlichen Volksgerichten muß im Gegentheil die Volksnatur, die Landessitte einen ungekränkten Antheil an der Beurtheilung der Rechtsfälle haben. Ich übersehe alle die großen Nachtheile, die dies mit sich führt. Bei einem solchen Verfahren werden alle Vorurtheile, wird alle Barbarei der Nation genährt, wenn sie anders nicht einen geistigen Entwicklungstrieb in sich hat, der sie weiter bringt. Dennoch aber ist zwischen der Consequenz der Wissenschaft und zwischen der rohen Volkssitte eine sehr gangbare Mittelstraße, wie zwischen der Tyrannei der römischen Weltherrschaft und zwischen der Barbarei der Irokesen. Wer sagt, daß er das reine Licht mit sich führe? Sind es etwa jene Romanisten, die unser gutes Recht verbannt, oder jene Jesuiten, die Paraguay mit ihrem Sonnensymbol vergoldet? Wir wollen nicht im Dunkel bleiben, aber

wie das Licht ursprünglich in Farben sich zersetzt, so werden wir das Licht des Rechts auch nur wieder aus den nationellen Farben uns zu läutern vermögen. Gesunde Entwicklung der Nation führt allein zur Cultur und Wissenschaft. Wo Wissenschaft und Sitte in gehässiger Trennung sich befinden, wird sie doppelte Zerstörung treffen.

Aus dem Princip der Romanisten fließt auf doppelte Weise ein unermeßlicher Nachtheil für das Volk. Sofern sie eine geheime Priesterkaste bilden, ist das Volk nicht befugt, sich selbst um das Recht zu bekümmern, denn diese Selbstthätigkeit würde jenes Vorrecht aufheben, wie jede Demokratie die Aristokratie. Sofern aber die Rechtswissenschaft der Romanisten ein lebenslängliches Studium erfordert, ist es dem Volke nicht möglich, dieses Recht in seinem ganzen Umfange kennen zu lernen. Das Resultat nun, daß ein Volk, ich will nicht sagen, sein Recht, sondern nur das Recht, nach welchem es gerichtet wird, gar nicht kennt, ist offenbar ein Nachtheil, wohl gar eine Schande. Die Alten, nicht nur Griechen, auch Germanen, unterrichteten die männliche Jugend frühe im Recht, und was kann, außer der Kenntniß des Göttlichen und der Natur, im Unterricht heilsamer seyn, auf das Leben würdiger vorbereiten, als die Kunde des Rechts? Wir dürfen es aber unsern Schulen nicht vorwerfen, daß sie die Jüng=

linge in gänzlicher Unwissenheit des Rechts lassen, denn was sollten sie ihnen lehren? etwa jene Gesetze, die der Staat oft selber vergißt, weil ihrer zu viele sind, die selbst den Gesetzgebern so unter den Händen verschwinden, daß man erst auf dem dritten Landtage sich erinnert, man habe auf dem zweiten etwas verordnet, ohne zu bemerken, daß man auf dem ersten etwas widersprechendes zum Gesetz gemacht, was noch nicht annullirt worden, so daß nun Ja und Nein im Gesetz steht? wozu sollten aber selbst die klarsten Gesetze der Jugend bekannt gemacht werden, oder dem Volke selbst, wenn im Leben doch jeder mit dieser Kenntniß sich passiv verhalten und von der Kaste nehmen muß, was sie will? Das hieße, die Kinder zum Protestantismus erziehn und sie doch die katholischen Gebräuche machen lassen.

Das römische und die von ihm abgeleiteten Rechte werden insbesondre noch durch die lateinische Sprache unpopulär. Es ist bekannt, welchen lebhaften Widerstand die römischen Advokaten das erstemal unter Varus an der Weser, das zweitemal anderthalbtausend Jahr später im Mittelalter gefunden, und noch jetzt ist dem Volk der römische Rechtsgang, dessen Terminologien ihm völlig unverständlich sind, durchaus zuwider. Diese Sprache hat das Recht aus dem Gewissen an den Verstand der Kaste und

die Rechtspflege aus dem Leben ins Papier, in die Bureaukratie verwiesen.

Der ganze unförmliche Bau des mittelalterlichen Rechts, jene zahllosen Kirchen-, Lehn-, Kaiser-, Land-, Stadt- und Bauernrechte und die Nebengebäude der Standes- und Personalprivilegien, sind endlich zusammengestürzt, aber es sind namhafte Ruinen stehn geblieben, an welche man neue Wohnungen angeklebt hat, unfähig oder zu bequem, einen ganz neuen Grund zu legen. Ein seltsames Gemisch von Gesetzbüchern ist entstanden, das den Anblick alter Städte gewährt, wo schwarze gothische Trümmer neben neugeweißten Lusthäusern stehn. Fürstentage haben die Kaisermacht, Concordate die Pabstgewalt gestürzt. Durch Kabinetsordern sind die Klöster, ist die Leibeigenschaft aufgehoben worden. Mit der Fürstenmacht ist das römische Reich aufgekommen, weil es ihrer Tendenz entsprochen. Was von den Ruinen des Reichs sich erhalten, trägt auch noch die Spuren des alten Rechts. An beides hat sich Neues angeschlossen, wie es die Noth der Zeit den Gesetzgebern abgedrungen, oder der humane Geist eines Friedrich II. und Joseph II. für billig erkannt. So haben die neuen Landrechte sich gebildet und bilden sich noch, wie die Zeit selbst tausend Rück- und Vorsichten und einer beständigen Verwandlung unterworfen.

Sie bilden die Brücke vom römischen Recht zum öffentlichen, oder füllen wenigstens die Kluft zwischen beiden. Das öffentliche Gerichtswesen hat die öffentliche Meinung für sich, wenn es auch nur in einem kleinen Theil Deutschlands praktisch ausgeübt wird. Leider haben wir nur als ein Geschenk von den Fremden erhalten, was unser ursprüngliches Erzeugniß und Eigenthum gewesen. Der Code Napoléon und die damit zusammenhängenden Gerichtsformen sind einigen deutschen Stämmen als gutes Andenken an eine böse Zeit geblieben. Die französische Republik griff zu der öffentlichen Rechtsform, weil sie der Freiheit und einem tüchtigen Gemeindewesen von jeher als die angemessenste, die schlechthin natürliche sich erwiesen. Längst lebt der Engländer im Genuß dieser unschätzbaren Form, und er hat sie von den angelsächsischen Vorfahren geerbt, bei denen sie, wie bei allen deutschen Stämmen, ursprünglich heimisch gewesen. Die Form ist hier, wie überall, so sehr Trägerin des Geistes, daß die Erscheinung der Geschworengerichte das ganze römische Rechtssystem zu erschüttern scheint. Die Aufmerksamkeit ist auf diesen Gegenstand häufig gelenkt worden und die Gemüther sind nicht kalt geblieben. Die unter Citaten und Acten ergrauten Romanisten und Bureaukraten sind hochmüthig ausgefahren gegen den überrheinischen Naturalismus, und die Advokaten der Rheinlande haben

mit einem Mutterwitz zu antworten gewußt, der ihnen alle Ehre macht.

Mittelbar ist die Partei, die an der öffentlichen Rechtspflege hängt, durch die Bemühungen der historischen Juristen unterstützt worden, da dieselben die alten deutschen Rechte immer vollständiger ans Licht gezogen und commentirt haben, jene Rechte, welche den Ursprung, die lange Dauer und die Vortheile der öffentlichen Formen ausweisen, und uns klar machen, daß die offenen Volksgerichte in Deutschland älter sind, als die heimlichen Papiergerichte, das Leben älter, als die Bücher, das Recht älter, als die Juristen. —

Die Romanisten kämpfen schon lange gegen das deutsche Recht. Im Mittelalter desorganisirten sie dasselbe und verfälschten, vermischten es mit römischen Grundsätzen. Nach der Reformation fingen sie sogar an, es ganz durch das römische Recht verdrängen zu wollen. Der gelehrte Eifer der Humanisten auf den Universitäten trug sehr viel dazu bei. Da man so großen Ruhm erlangte durch treue Editionen, Commentare und allgemeine Verbreitung der Classiker, so glaubte man auch das römische, als das allein klassische Recht, in seiner ursprünglichen Reine herstellen und in die moderne Welt einführen zu müssen.

Der schöne Enthusiasmus für die heitre und freie Welt des Alterthums wurde uns hier zum Fluch.

Früher unerhörte Torturen und Todesfoltern und ein unsäglich langwieriges und willkührliches Prozeßverfahren verdrängten das alte ehrliche und billige Recht des Vaterlandes. Zwar hatte dieses alte Recht keine Macht mehr; das gewaltige Faustrecht hatte es von außen sehr eingeschränkt. Jetzt hörte das Faustrecht auf, aber das Unrecht trat gesetzlich in das Recht ein. Das römische Recht war nur eine Waffe des Mächtigen, um die Unmächtigen unter legalen Formen grenzenlos zu quälen, ohne ihnen die mindeste Garantie zu bieten. Denn es schuf das Verbrechen durch die Tortur und richtete geheim nach einem fremden, nur den Wissenden kundigen Gesetz. Der Marter und dem Geheimniß gegenüber war die Unschuld allemal verloren. Die Greuel jener alten Jurisprudenz haben ihre Unsterblichkeit an die Namen der Hexenprozesse und des gräßlichen Criminalisten Carpzow geknüpft.

Die Opposition trat erst mit Thomasius ein, der ein vernünftiges Recht wollte, und mit Heineccius, der die altdeutschen Rechte zuerst gründlich und systematisch erörterte. Aber jene Vernunftpredigten und diese geschichtliche Entwicklung halfen wenig. Jedoch mußte sich das römische Recht in praxi immer dem altdeutschen, durch die Aristokratie festgehaltenen Feudalrechte fügen. Diese halbbarbarische Empirie, die sich dem rein klassischen Humanismus

der Theoretiker entgegensetzte, knüpfte sich an den Namen Böhmers. Als aber die Aristokratie im vorigen Jahrhundert ihre ganze alte Macht an die Autokratie der Fürsten verlor, mußte sich das römische Recht abermals dem neuen Zwange fügen und sich durch Cabinetsordres modifiziren lassen. Da nun aber um dieselbe Zeit das philosophische Studium lebhaft angeregt worden war, so bemächtigte sich dieser Enthusiasmus auch der Jurisprudenz und man versuchte das römische Recht nicht mehr historisch als einen Schatz der herrlichsten Erfahrungen, sondern philosophisch als das absolute Recht, als das ewige und göttliche, darzustellen. Von dieser fixen Idee ging Hugo aus, und sie ist im Zeitalter der absoluten Monarchien etwas ganz Natürliches. In der That verträgt sich das römische Recht mit dem modernen Absolutismus im Staat und in der Philosophie besser, als mit der mittelalterlichen Romantik in Aristokratie und Poesie. Nur ist Hugo in seinem klassischen Eifer so weit gegangen, auch die Sklaverei zu reclamiren. Es ist zwar consequent und ehrlich von ihm, aber ein wenig lächerlich. Auf allen Meeren jagen englische Schiffe umher, die unglücklichen Sklaven, die man heimlich aus einem Welttheil in den andern schleppt, zu befreien, und Hugo in Göttingen, ein deutscher Professor in einer der ge-

bildetsten Städte der Welt, verlangt alles Ernstes die Sklaverei zurück.

Hugo hat inzwischen als Theoretiker nicht so großen Einfluß gehabt, wie Feuerbach, dieser allberühmte Romanist, der sein Andenken durch die bekannten Criminal- und insbesondre Majestätsgesetze in Bayern und durch die Zurückweisung der Geschwornen-Gerichte vom rechten Rheinufer verewigt hat. Wenn auch die unendlich feinen Unterscheidungen und Unterabtheilungen in seinem Codex der Majestätsverbrechen wegen des dazu erforderlichen Kleinigkeitsgeistes eines deutschen oder vielmehr holländischen Ursprungs scheinen, weil außer Swammerdams anatomischer Untersuchung der Weidenraupe, in welcher derselbe zwölfhundert Nerven und Nervchen besonders unterschied und beschrieb, nichts mit ihnen zu vergleichen ist, so kann ihm doch ein vorwaltender Romanismus, ja ein Fanatismus für römische Classicität nicht abgesprochen werden, da er es so weit brachte, sogar die durch das Christenthum längst verbannte göttliche Verehrung der Kaiser, und den durch den theologischen längst verdrängten juridischen Bilderdienst aus der römischen Kaiserzeit in unser Jahrhundert und auf deutschen Boden zu verpflanzen. Dies war der letzte und höchste Triumph des römischen Rechts in Deutschland, obgleich Savigny darüber noch keine Abhandlung geschrieben hat.

Die zweite Großthat des großen Feuerbach war das Verdammungsurtheil, das er über die Geschwornengerichte aussprach. Bekanntlich ist die öffentliche und mündliche Rechtspflege und das Urtheil der aus dem Volk gewählten Geschwornen eine uralt deutsche Einrichtung. Die Angelsachsen haben sie nach England gebracht und dort hat sie sich bis auf diesen Tag erhalten. Die Franken haben sie nach Gallien gebracht und dort ging sie zwar in dem Feudalismus und der Despotie unter, aber die Franzosen nahmen sie in ihrer letzten großen Revolution wieder auf. In Folge der französischen Eroberung wurde sie auch auf dem linken Rheinufer hergestellt, und gewann so große Popularität, wurde allgemein für ein so theures Palladium erkannt, daß sich nicht nur die Rheinländer dieses Institut nicht wieder nehmen lassen wollten, sondern daß auch auf dem rechten Rheinufer eine Menge Stimmen dafür laut wurden. Aber da war Feuerbach, dem man die Entscheidung auftrug, den man über den Rhein schickte, um die Sachen zu untersuchen, eine der mächtigsten juristischen Autoritäten, welche sich diesem Institut entgegensetzte, es wenigstens nicht für zeitgemäß, nicht für den deutschen Verhältnissen anpassend erkannte, wenn er auch nicht läugnete, daß es sich für reine Republiken eigne. Was bei diesem Streit besonders auffallen mußte, war der sonderbare Umstand, daß man, ich will nicht

sagen, die Gegenparthei zum Richter, aber wenigstens eine Frage, die nur vom Gemeingefühl eines ganzen Zeitalters, von einer zur Geburt drängenden Tendenz des öffentlichen Lebens, kurz von der Geschichte selbst beantwortet werden kann, von der zufälligen und einseitigen Beantwortung eines deutschen Gelehrten abhängig machte. Sollten wir denn wirklich immer noch in der Zeit leben, in der man glaubte, ein orakelnder deutscher Universitätspapa könne mit ein paar glatten Worten in aller Friedsamkeit und Unschuld Streitsachen entscheiden, um die anderwärts ganze Völker durch Jahrhunderte gekämpft, Reiche zertrümmert und gegründet haben, der Weltgeschichte eine ganz neue Richtung gegeben worden ist? Deutsche Gelehrte waren es, die über die Rechtmäßigkeit der französischen Revolution noch a priori urtheilten, während sie schon vorüber war. Es ist eine Unhöflichkeit der Geschichte, daß sie, bevor sie wirklich geschieht, nicht den weisen Rath deutscher Fakultäten einholt. Wie viele Unordnungen in der Welt sind diesem Umstande zuzuschreiben. Wie würde alles so geschmeidig gehn, wenn man dem Herr Professor folgte. Die Welt würde so warm in die loyale Bequemlichkeit hineinschlupfen, wie ein geheimer Hofrath in seine neue Wildschur. Und dennoch, wenn es nicht Menschen gäbe und Völker, die wirklich etwas thäten, so würden diese deutschen Professoren am Ende nichts mehr

zu reden, zu tadeln, zu belehren und zu orakeln haben. Wenn kein Kampf in der Welt wäre, würden sie auch die große Kunst nicht geltend machen können, zwischen den Partheien zu balanciren, völlig loyal und zugleich liberal zu seyn, sich hier einen Orden und dort einen silbernen Becher zu verdienen.

Die Gründe, welche Herr von Feuerbach gegen die Geschwornengerichte geltend macht, halten nicht Stich. Daß diese Rechtspflege für keinen despotischen Staat taugt, ist nur insofern wahr, als es für einen solchen überhaupt gar kein Recht gibt, und es in der Macht des Gewalthabers steht, jede beliebige Rechtsform zu verletzen. Wenn aber der Verfasser das gedachte Institut mündlicher Rechtspflege für Republiken mehr geeignet erachtet, als für konstitutionelle Monarchien, so muß dem widersprochen werden. Die Unabhängigkeit der Gerichte ist nirgends besser garantirt, als in einem Staat, worin sich das monarchische und demokratische Princip die Waage halten. In jedem andern Staat, wo diese Abwägung der Gewalten nicht Statt findet, können auch die Gerichte nicht unabhängig seyn. Sie sind es nicht in der absoluten Monarchie, wo allein die monarchische Gewalt herrscht, und auch nicht in der Republik, wo allein die demokratische Gewalt herrscht. Dort werden die Richter vom Despoten abhängige Schergen seyn, hier werden sie immer zu Ostracismus und re-

litischen Justizmorden geneigt seyn. Nur im konstitutionellen Repräsentativstaat kann das Gericht sowohl vor der Heimlichkeit und despotischen Willkühr, als auch vor der tumultuarischen Parteilichkeit bewahrt werden, und die nach aussen wie nach innen vollendete und der civilisirten Gesellschaft durchaus anpassende Form der Assisen behaupten.

Die Geschichte selbst wird hierüber entscheiden. Es gibt eine Gattung politischer Wünsche, deren Erfüllung durchaus nur im Reich der Träume liegt; aber auch eine andre, die ihrer Realisirung in dem Augenblick gewiß sind, in dem sie entstehen. Gewisse politische Verbesserungen werden trotz des fortdauernden Kampfes doch durch stillschweigende Uebereinkunft angenommen, wie zwei Duellanten, die auf Leben und Tod fechten, doch gewisse, beiden Theilen vortheilhafte Regeln dabei annehmen. Die Erfahrung, daß nicht nur die Engländer und Franzosen, sondern auch die deutschen Rheinländer, von dem Augenblick an, da sie das Institut der Geschwornengerichte kennen lernten, diesen Rechtsbrauch sich gleichsam zur andern Natur machten und ihn um keinen Preis sich wieder entreißen zu lassen geneigt sind, diese Erfahrung allein beweist, wie wenig gewisse Herren hinter ihren Aktengebirgen hervor ins Volk geblickt und dessen wahre Bedürfnisse, Neigungen und Kapacität erkannt haben.

Ich habe Hugo und Feuerbach als die zwei charakteristisch hervortretenden Dioskuren des römischen Rechts betrachten zu müssen geglaubt, weil in ihnen der Widerspruch des heidnischen Despotismus mit der deutschen Freiheit am grellsten hervortritt. Die übrigen Romanisten, unter denen wohl Thibaut der berühmteste ist, haben das römische Recht mehr wissenschaftlich und handwerksmäßig betrieben, ohne so scharf den Accent auf alles das zu legen, und gerade das geltend machen zu wollen, was dem Deutschen in seiner innersten Natur von jeher widerstrebt hat und insbesondre jetzt seinem geläuterten, immer mehr sich emancipirenden Verstande widerstrebt.

Immerhin bleibt es merkwürdig, daß jetzt das römische Recht in Deutschland sich verschanzt hat und von hier aus gegen den Germanismus der Franzosen und Engländer kämpft, da früher im Mittelalter ganz das Umgekehrte Statt fand, und in Deutschland, wie es auch natürlich war, das deutsche Recht sich gegen das aus den romanischen Ländern eindringende römische Recht wehrte. Dies ist nicht der einzige, aber auch nicht der unbedeutendste Beweis von der Verkehrtheit unsrer jetzigen Zustände. Unser gutes Recht haben wir uns nehmen lassen und der Fremde erfreut sich dessen; und dafür quälen wir uns jetzt mit dem schlechten Recht, das uns die

Fremden gebracht haben, und thun noch stolz damit, und wollen nicht davon lassen.

Am ausführlichsten sind die Mängel der bisherigen Rechtspflege in einem anonym erschienenen Werke „Deutschlands Rechtspflege, Altenburg 1831" auseinandergesetzt. Vortrefflich sind deßfalls auch die Aphorismen von Jassoy.

Wie zur Zeit der Reformation der Vernunftkritik Luthers die Revision der Kirchengeschichte (die hauptsächlich von Flacius besorgten centuriae Magdeburgenses) an die Seite trat, so wurde auch der große Rechtsreformer, Thomasius in Halle, durch den ebenfalls in Halle wirkenden Heineccius durch gründliche Arbeiten in der deutschen Rechtsgeschichte unterstützt. Sein beinah vergessnes lateinisches Werk über die deutschen Rechtsalterthümer wurde erst spät durch das umfassende Werk Eichhorns ersetzt, der die Entwicklung des Staats- und Privatrechts durch die ganze deutsche Geschichte verfolgt. Seitdem sind vortreffliche Werke über das römische Recht im Mittelalter von Savigny, über das deutsche Privatrecht von Mittermaier, über deutsche Rechtsalterthümer mit besondrer Beziehung auf Sprache und Sitten von Jakob Grimm, über das Erbrecht (in weitester Beziehung) von Gans erschienen, wobei auch die ältern rechtsgeschichtlichen Arbeiten von Selchov, Walch, Reitemeier, Fischer, Rössig, Henke, die neuen Rechts-

geschichten von Philipps, Zöpfl, die Monographien über das öffentliche Gerichtsverfahren unsrer Vorfahren von Rogge, Maurer, über die Hörigkeit und die Feudallasten von Kindlinger, Moser, Birnbaum rc. ungerechnet die Commentatoren altdeutscher Gesetze, Spangenberg, Wiarda, Gaupp, Schmidt rc.

Unter den vielen besondern Fragen, die in der juridischen Literatur aufgeworfen worden sind, ist hauptsächlich die über die Zurechnungsfähigkeit wichtig geworden. Hierbei sind Aerzte und Juristen in Conflikt gerathen. Die erstern haben über die zahllosen Justizmorde geklagt, die man beginge, indem man Verbrecher, die nur im Taumel, im Wahnsinn, in guter Meinung von sonst ganz moralischen und nur bethörten Menschen ohne bösen Willen begangen worden, aufs grausamste bestrafe. Sie sagen, das seyen Kranke, die nicht zurechnungsfähig seyen, gegen die also auch keine Strafe, sondern nur Vorsichtsmaßregeln angewandt werden können, daß sie die gesellschaftliche Ordnung nicht abermals stören. Aber die Aerzte sind in ihrem menschenfreundlichen Eifer zu weit gegangen, sie dehnen die Entschuldigung zu weit aus, und nun kommen wieder die Juristen, und wollen von gar keiner Schonung wissen. Groos in Heidelberg, der Vorkämpfer der Menschlichkeit, sucht vielleicht zu viel Schuldige zu retten, indem er sie zu bloßen Kranken, zu Geistespatienten

macht. Dagegen will der bekannte Jarcke mit affektirter Grausamkeit keine Entschuldigungsgründe gelten lassen und hält fest an dem alten Satz, fiat justitia, pereat mundus!

Seltsamer Weise, wohl auch nur aus gelehrter Affektation, ist der Philosoph Heinroth noch weiter gegangen als Jarcke und hat den tollen Satz aufgestellt, alle physische und geistige Krankheiten seyen nur Folgen von Sünden, also die Krankheit, welche nach Groos die Sünde entschuldigen soll, sey im Gegentheil gerade der Beweis der Schuld. Wenn alle Gewalt in den Händen Heinroths und Jarckes läge, würde der erste alle Menschen peinlich anklagen, der letztere sie alle peinlich richten.

Vernunft und Menschlichkeit sind auf Seite des Herrn Groos. Dieß sagt jedem sein Gefühl, dieß beweißt eine tausendfältige Erfahrung. Damit stimmt auch durchgängig das Verfahren der Geschwornengerichte überein, wo dieselben eingeführt sind. Die Gazette des tribunaux z. B. beweist fast auf jeder Seite, daß die Geschwornen ihr Schuldig nicht sprechen, sobald die Entschuldigungsgründe Statt finden, welche Herr Groos bezeichnet hat. Damit stimmen auch die zahlreichen mildernden oder niederschlagenden Urtheile der Kassationshöfe und die Begnadigungen überein, die in Ländern, wo keine Geschwornengerichte sind, an ihrer Stelle die Strenge des

Gesetzes entkräften. Jeder Mensch, nur nicht ein römischer Jurist, fühlt die Barberei einer Rechtspflege, die den Mörder aus Liebe mit dem Raubmörder gleichstellt. Wir entlehnen der Grooßischen Schrift ein Beispiel. Im Jahr 1806 vergiftete eine Schauspielerin in Berlin ihre zwei jüngsten Kinder aus folgender Ursache. Sie befand sich eben schwanger, und wie bei jeder frühern, so auch wieder bei dieser Schwangerschaft hatte sie die fixe Idee, sie werde dieselbe nicht überleben. Ihr Mann nun hatte sich gegen sie beklagt, die Kinder würden ihm zur Last fallen, wenn sie stürbe. Auch hatte er geäussert, er würde die Kinder, es waren Mädchen, später dazu benutzen, um von der Feilheit ihrer Reize zu leben. Endlich erkannte er die Kinder nicht einmal für die seinigen an, und die Mutter mochte sich deßfalls einer Schuld bewußt seyn. Genug, sie wollte, da sie überzeugt war, sie müsse sterben, die geliebten Kinder nicht ihrem, in jedem Fall beklagenswerthen Schicksal überlassen, sondern sie mit sich nehmen. Also vergiftete sie die Kinder aus Liebe, gestand es frei und bezeugte die heiterste Freude darüber. Der Ober-Appellationssenat erkannte, daß sie von aller Strafe freizusprechen, jedoch ihren Angehörigen zur Pflicht zu machen sey, sobald sie noch einmal schwanger werde, davon der Obrigkeit Anzeige zu machen, damit gegen die alsdann von ihr zu besorgenden ge-

fährlichen Handlungen Vorsichtsmaßregeln ergriffen werden könnten. Ohne Zweifel würde auch jedes Geschwornengericht in diesem Falle ein Nicht Schuldig gesprochen haben. Herr Jarcke aber findet sie schuldig, und schaudert nicht vor dem Gedanken zurück, auf die unglückliche Mutter das Gesetz anzuwenden, nach welchem sie hätte zum Richtplatz geschleift und von unten auf gerädert werden müssen.

Wenn man sich auf das Gewissen beruft, das den Verbrecher selbst in der Leidenschaft hätte warnen sollen, das man immer voraussetzen, und demzufolge man auch jede leidenschaftliche That gleich einer verständigen strafen müsse, so überrascht es wenigstens, daß das nämliche Gewissen den Geschwornen, oder den Richtern in letzter Instanz fast ohne Ausnahme befiehlt, nicht streng über die Gewissen zu richten. In den meisten Fällen begeht der Richter, der deßwegen, weil der Verbrecher sein Gewissen übertäubt, allzu strenge straft, das nämliche Verbrechen, indem er in demselben Augenblicke selbst sein Gewissen übertäubt.

Wissenschaftlich kann dieser Streit nicht geschlichtet werden, weil er in noch unausgeforschte Tiefen der Seelenlehre führt. Praktisch aber ist er sehr leicht zu schlichten, wenn man das Urtheil gewissenhaften Geschwornen und die Kontrolle der öffentlichen Meinung überläßt. Jede wissenschaftlich festgesetzte Regel

taugt hier nichts, weil keine hinlänglich begründet ist, weil mehrere sich widersprechen und die strenge Consequenz einer jeden zur Ungerechtigkeit führt, indem sie nie auf alle Fälle zugleich paßt. Der specielle Fall bedingt sein Urtheil selbst, und im Ganzen sind die Menschen vernünftig genug, das richtige zu treffen. Wenn gesetzlich für jede bestimmte unerlaubte That eine bestimmte Strafe vorgeschrieben seyn muß, so streitet es doch gegen die Vernunft, die Strafe nicht nach der Absicht des Thäters und den Umständen zu ermäßigen oder gar zu erlassen. Eine bestimmte Norm aber, nach welcher diese Milderungen in jedem Fall eintreten müssen, läßt sich unmöglich aufstellen, weil die Fälle allzu verschieden sind. Nur im Allgemeinen kann man darüber den Richtern Fingerzeige geben; im bestimmten Falle aber kann immer nur das gesunde Urtheil und Gewissen der Richter selbst entscheiden. Wollte man die Zurechnungsfähigkeit eben so verklausuliren wie in England die gerichtlichen Formalitäten, so würden wir auch denselben Erfolg sehn. Man würde einen Verbrecher entlassen, weil er vor der That ein Glas Wein getrunken, wodurch er möglicherweise hätte benebelt werden können, wie man in England einen Verbrecher entläßt, weil in der Klageschrift einige Buchstaben falsch geschrieben sind. Oder man würde einen Unschuldigen verdammen, weil zufällig der Fall nicht

vorbedacht wäre und nicht mit einem Paragraphen des Zurechnungsgesetzes bekräftigt werden könnte, wie man in England den Mann verdammt, der zwei Frauen nimmt, weil dieß im Gesetz steht, aber nicht den, der ihrer drei nimmt, weil dieser Fall nicht gesetzlich vorbedacht ist.

Also wollen wir anstatt aller wissenschaftlichen Subtilitäten uns nur Geschworneugerichte wünschen, deren Gewissen und Takt das Schicksal eines Verbrechers weit sichrer anvertraut werden darf, als einem unzuverläßigen Paragraphen im Buche, und die selbst bei ihren Aussprüchen wieder der öffentlichen Meinung verantwortlich sind, während ihr die todten Buchstaben eben so Trotz bieten, wie der Vernunft.

Wahrscheinlich wird unsre Jurisprudenz, werden unsre Gesetzbücher noch lange an vier Cardinalübeln leiden, 1) am römischen Recht, an einem ausländischen, heidnischen, despotischen Beispiel, 2) an der philosophischen Consequenzenmacherei und Systemsucht, 3) an dem aus dem Feudalismus und der Kleinstaaterei herausgebildeten, äusserst verwickelten Herkommen und 4) an der desto neuern politischen Aengstlichkeit, die unerhörte Vorsichtsmaßregeln ausklügelt, und den Geist vorübergehender Kriegs- und Polizeigesetze in das Recht überträgt, das im ruhigen Zustand bleibend herrschen soll. In dieser Beziehung werden wahrscheinlich noch sehr viele Fehler und ungeschickte

Versuche gemacht werden, und wird das Recht, anstatt sich zu vereinfachen, nur noch mehr sich verwickeln.

Der Einfluß der politischen Interessen hat wenigstens das Gute, daß die wissenschaftliche Systemsucht dadurch eingeschränkt wird. Die pädagogischen Experimente mit den Völkern, die im vorigen Jahrhundert einmal Mode waren, da die Regierungen zu solchen Spielereien überall freie Hand hatten, sind jetzt nicht mehr an der Tagesordnung, da die Völker, der Schule entwachsen, einen Widerstand gezeigt haben, dessen Bezähmung beinah die einzige Aufgabe der Politik geworden ist. Ueberall herrscht daher auch bei der Gesetzgebung das politische Interesse vor, und das wissenschaftliche macht sich nur noch in den untergeordneten Zweigen derselben geltend. Man arbeitet mit unsäglicher Kunst einzelne Gesetze aus, verschwendet daran eine unermeßliche Gelehrsamkeit und bietet diese Meisterstücke des legislatorischen Handwerkes dem Volke wie eine neue Monstranz dar. Das Volk gafft, versteht aber nichts davon. Es sind ganz eigne Ausleger nöthig, um das Detail zu entwirren, man muß öffentliche Dollmetscher in die Kreise vertheilen, um es einzuführen.

Die Hebel der Staatsgewalt sind Gold und Eisen. Im praktischen Leben herrschen nur jene

Metallkönige. Dieß gibt dem Finanz- und Militärsystem das große Uebergewicht im Staatshaushalt. Alle andern Zweige der Verwaltung sind davon abhängig und dienen ihnen. Die Helden der neuern Politik haben beständig gewetteifert, welches jener Metalle die größte Gewalt gewähre, und die geschicktesten haben beide zu gebrauchen verstanden.

Das Centralisationssystem dient hauptsächlich nur der Aushebung der Steuern und Soldaten. Eine vollkommen gegliederte Bureaukratie ist nöthig, um eine beständige tabellarische Uebersicht über das Vermögen und alle physischen Kräfte der Staatsangehörigen zu erhalten, die Basis für die finanziellen Operationen. Die Menschen werden rein als Sache genommen und nach dem Ertragwerth geschätzt, wie das Vieh. Bei den Russen steckt wenigstens das Vermögen in den Seelen, bei uns die Seele im Vermögen. Der Staat ist ein Bergwerk, und seine Stollen laufen in den Beuteln des Volks aus. Die Finanzschwindeleien sind Experimente mit der Luftpumpe, die dem kalten Frosch, Volk genannt, die Lebensluft auspumpen, um zu erfahren, wie lange er wohl noch zappeln und leben könne, wenn er von nichts mehr lebt.

In alten Zeiten war man grausamer, aber ehrlicher. Man brandschatzte das Volk, man schlug die Juden tod oder annullirte ihre Schuldbücher, man

nahm das Geld, wo man es fand. Aber man nahm es nur da, wo man es fand. In neuerer Zeit hat man die große Kunst erfunden, das Gold auch da wegzunehmen, wo keines ist, und Schulden bei Leuten zu machen, die gar nicht existiren. Die ausgebeutelte Gegenwart reichte nicht mehr hin, man fing also an, die Zukunft zu besteuern, und da die Zukunft endlos ist, so hatte man vollkommen freien Spielraum und die Papiermühlen lieferten bald das ewige Papier, das als ein ungeheurer Staatsschuldbrief sich mit Windeseile unaufhörlich aufrollt, ohne Ziel, ohne Ende.

Nachdem man alle Finanzquellen auf diese Weise ausgemittelt hat, ist man darauf bedacht gewesen, dieselben flüßig zu erhalten, durch zweckmäßige Vertheilung der Steuern und durch Erhaltung des Staatskredits. Schüttelt man den Baum nur, so gibt er auch im folgenden Jahr Früchte; haut man ihn um, so kann man ihn nachher nicht mehr benutzen. Man hat die Erfahrung gemacht, daß man einem lebenden Menschen nach und nach weit mehr Blut abzapfen kann, als einem Erschlagenen auf einmal. Man braucht den Ochsen, der da drischet, nicht zu mästen, aber man muß ihm doch auch das Maul nicht ganz verbinden. Daher die große Sorgfalt, welche neuere Finanziers dem Wohlstand des Volkes widmen. Schone mir die Kuh, daß sie mehr Milch gibt. Dieselbe

Mäßigkeit rathen sie in der Benutzung des Staatskredits an.

Man ist jetzt nicht mehr so thöricht, sich über den Vorzug des physiokratischen (Ackerbau-) oder des Industrie- oder des Merkantilsystems zu streiten. Man sucht sie alle zu berücksichtigen und folgt bei der Bevorzugung des einen oder andern natürlichen Lokalinteressen. Die sonderbare Zerstückelung Deutschlands in eine Menge neben und durch einander liegender kleiner und großen Staaten ist Schuld, daß sich diese Interessen bei uns schwerer als in jedem andern Lande vereinigen lassen. Selbst der preußische Zollverband hat dieß noch nicht bewirken können, obgleich er ein großer Schritt nach vorwärts war, und insbesondere zur Aufklärung der Deutschen über ihre materiellen Interessen sehr viel beigetragen hat.

Diese vielbesprochnen materiellen Interessen sind es, deren Berücksichtigung in neuerer Zeit alle alten Theorien der Politik umzustürzen droht. Engländer und Franzosen erfanden die neue Wissenschaft der Nationalökonomie, d. h. die Untersuchung, wie ein ganzes Volk alle ihm in seinem Lande sich darbietenden Mittel und Kräfte am besten benutzen und vertheilen könne, um wieder im Ganzen als Volk den meisten Nutzen und Genuß davon zu haben. In dem frühern Finanzsystem wurde die

Regierung und ihr Zweck oben angestellt, das Volk sollte ihr nur als Mittel dienen. Die neuere Nationalökonomie stellt dagegen das Volk und dessen Zweck voran, wobei es sich von selbst versteht, daß das Interesse der Regierung und des Volks zusammenfallen.

In der Nationalökonomie liegt die kühnste Freiheitslehre verborgen. Ihr erster Grundsatz ist, jeder Einzelne hat ein angebornes Recht, an der großen Masse von Vermögen und Genuß in seinem Lande und unter seinem Volke Theil zu nehmen, sofern er auch an der Arbeit Theil nimmt. Ihr zweiter Grundsatz ist, der Staat muß alles thun, damit jeder Einzelne die ihm angebornen und eingeübten Kräfte und Talente möglichst frei ausüben, zum Vortheil der Gesammtheit geltend machen könne. Darunter sind auch geistige Kräfte und Talente verstanden. In diesen beiden Grundsätzen ist aber schon die Grundbedingung der Freiheit ausgesprochen.

Indem man nun die Freiheitslehren auf die materiellen Interessen begründet, gibt man ihnen eine neue nicht zu berechnende Gewalt. Die Menschen in Massen waren nur selten auf Momente zu idealisiren, in einem großen Augenblick der Begeisterung, der schnell wieder verschwand; sie entsprachen also den Erwartungen ihrer politischen Propheten fast niemals. Wer dagegen die Menschen bei ihren täglichen In-

teressen zu fassen wußte, stand freilich niemals so edel da, war aber eben deshalb der Menge näher und konnte sie besser und dauernder für sich gewinnen. Der Durchschnittsmensch wird allezeit die Feistigkeit des Kettenhundes dem Hungertode des freien Wolfes in den schneebedeckten Wäldern vorziehen. Das vorige Jahrhundert stritt sich immer nur um die ideale Freiheit, das jetzige verlangt auch materiellen Wohlstand. In der romantischen Periode der Rousseau'schen Weltverbesserung, des Kosmopolitismus, der Erklärung der Menschenrechte, kurz vor 50 Jahren glaubte man noch, das Volk könne von der Freiheit leben, wie die romantischen Ritter von der Liebe. Aber schon Don Quichote machte die Entdeckung, daß der Ritter, wenn er genug Thaten gethan oder liebend herumgeschwärmt sey, auch essen müsse, weiße Wäsche bedürfe und was dergleichen Kleinigkeiten mehr sind; und so hat man denn endlich auch gemerkt, daß das Volk von bloßer Freiheit nicht satt werde und man hat nicht ohne einiges Erstaunen die Entdeckung gemacht, daß die Vereinbarung der Freiheit mit dem materiellen Wohl nichts so ganz leichtes sey. Vergönnen wir Jedem, so reich zu werden, als er es durch Talent und Glück, durch Wagen, Spekulation, geschicktes Benutzen und Verdrängen Anderer werden kann, so entsteht ein Mißverhältniß zwischen Reichthum und Armuth, wobei die Freiheit

zu Grunde geht, denn der Arme, wenn auch noch so berechtigt, kann doch von seinem Rechte nur zu Gunsten des Reichen, dessen Brod er ißt, von dem er durch seine ökonomische Abhängigkeit auch politisch abhängig wird, Gebrauch machen und so haben wir selbst mitten in der Republik Geldaristokraten, die den Dynasten des mittelalterlichen Feudalismus nichts nachgeben. Verbieten wir aber das Reichwerden, so ist die Freiheit von vorn herein gefährdet. Man erträgt die Armuth leicht, wenn man nur noch die Möglichkeit eines Glückswechsels vor sich sieht. Man ist sogar leicht bereit, dem Reichthum zu entsagen, wenn es nur unser Opfer ist, ein Opfer, das wir selbst bringen. Aber dazu verdammt zu seyn, nicht mehr als der Nachbar auszugeben, das lähmt allen Ehrgeiz, das nimmt der Arbeit allen Reiz. Ein Ropespierre, ein Schwärmer, ein philosophischer Tollhäusler kann dergleichen wohl hinter dem Schreibtisch aushecken und würde sich vielleicht auch für seine Person nicht beklagen, wenn er mit seinen lieben Mitbürgern auf die Galeere geschmiedet wäre, und täglich pro rata seine schwarze Suppe bekäme; aber die Masse der Menschen und gerade die der Arbeiter, der armen und der kleinen Besitzer denkt so systematisch nicht, und wird sich niemals die Poesie des Nichthabens, die Hoffnung, den goldnen Traum nehmen lassen. Selbst wenn man ihnen durch die Bank

verspräche, sie sollten jährlich jeder 500 Gulden zu verzehren haben, so würden es nicht einmal die, welche nur 100 haben, eingehen, wenn ihnen dadurch die Möglichkeit, einst 1000 zu bekommen, abgeschnitten würde.

Und dennoch droht dem beweglichen Besitz die lex agraria wie dem unbeweglichen. Der unnatürliche Reichthum Weniger nimmt in dem Maaße zu, in welchem sich die Mittel, reich zu werden, in einer Hand koncentriren. Sonst konnte doch nur der Feudalaristokrat durch Ackerbau, der Kaufmann durch Handel und allenfalls ein schlechter Kanzler durch Unterschlagungen reich werden; jetzt aber kann dieselbe Person in zehn verschiedenen Ländern die größten Ländereien kaufen, an zehn verschiedenenen Orten Fabriken und Comptoire errichten, Schiffe bauen, Lieferungen übernehmen und über dies alles im Papierhandel Königreiche aufkaufen. Diese ungeheure Anhäufung des Vermögens auf der einen Seite erzeugt auf der andern eine tiefe Ebbe desselben. Dies wird gerade in den freiesten Ländern am meisten gefühlt, daher überall der Kampf der Armen gegen die Reichen, daher die Associationen der Arbeiter und die Möglichkeit des St. Simonistischen Wahnsinns. Man fängt an einzusehn, daß es mit papiernen Menschenrechten und Verfassungsurkunden allein nicht gethan ist, daß man mit einem Wort, um frei zu leben,

überhaupt erst müsse leben können, und um der (jährlich sich vermehrenden) Masse der Bevölkerung die Existenz zu garantiren, bedarf es noch ganz anderer Mühen und einer ganz neuen Wissenschaft, wohinter unsre bisherige politische Weisheit beschämt zurückbleibt. Sieyes, unstreitig der größte politische Systematiker der französischen Revolution, glaubte mit Allem fertig zu seyn, glaubte die beste Regierung wirklich erfunden zu haben, und war eben im Begriff, in einer Rede vor der Nationalversammlung diese nichts zu wünschen übrig lassende und Alles befriedigende Entdeckung mitzutheilen, als der Pöbel von aussen Brod! Brod! schrie. War in Sieyes Entwurf Brod? Nein, es war nicht einmal die Rede davon. Ungefähr so geht es der ganzen politischen Baukunst. Man wird mit Schrecken inne, daß schon im Grundriß ein Fehler war und während man den Bau nach oben vollendet zu haben glaubt, er von unten zu wanken anfängt.

Das Wahrscheinlichste ist wohl, daß es in Bezug auf die Armen so gehn wird, wie es bisher in allen menschlichen Dingen gegangen ist. Man wird die Armen leiden lassen, ohne sich um sie zu bekümmern, bis die Reichen selbst sich vor ihnen zu fürchten anfangen. Dann werden diese Reichen plötzlich eine Sorgfalt für die Armen affektiren oder auch wirklich hegen, aber nur, um die Gefahr, von wel-

cher sie durch die Armen bedroht werden, zu beschwören. Dann wird man hin und herfaseln, Rathschläge geben und wieder zurückziehen, Opfer bringen, sie nicht hinreichend finden, noch größere bringen sollen, aber nicht wollen und am Ende festhalten an dem, was man hat, und sollte Alles darüber zu Grunde gehn. Dann wird man den Ereignissen nicht mehr gewachsen seyn; die Armen werden vielleicht über die Reichen herfallen, und sie berauben; vielleicht wird man auch, um für die Zukunft zu sorgen, alle die alten Tollheiten zurückkehren sehn, von Gütergemeinschaft, Weibergemeinschaft, öffentlichen Mahlzeiten, oder Maximum, Todesstrafe für Jeden, der mehr als 50 Franken in Silber besitzt, Verdächtigung jedes Rocks, der nicht von grobem Tuch oder geflickt ist, oder die neuen Tollheiten des St. Simonistischen Schulhaltens und Preisvertheilens und Ausschenkens der Nationalwassersuppe, von der Jeder, der am fleißigsten gewesen ist, einen Brocken bekömmt, die übrigen aber das bloße Wasser. Es wäre zu verwundern, wenn die Menschheit, die so sehr systematisch ist, und jeden Zufall des Augenblicks zu einer ewigen Regel machen will, nicht allerlei Versuche der Vermögensnivellirung machen sollte. Allein gewiß ist, daß das Alles nur vorübergehende Erscheinungen seyn können, daß die Aristokratie des Reichthums immer von Neuem aufkommen wird, um, wie

sie einen gewissen Grad der Unerträglichkeit erreicht hat, wieder von neuem Gewalt zu leiden.

Ueber die Finanzwissenschaft haben bei uns die berühmtesten Werke geschrieben 1) die Physiokraten oder Schüler Quesneys Schlettwein, Iselin, Mauvillon, Schmalz und ihre Gegner Büsch, Dohm, Pfeiffer, Schlosser; 2) die Industriellen oder Schüler Adam Smiths Sartorius, Lüder, Kraus, A. Müller; 3) die systematischen Lehrer der Finanzwissenschaft, mit eigenthümlich deutscher Gründlichkeit und Ausführlichkeit Jakob, Malchus, Zachariä, Schön rc.; 4) die neuen Nationalökonomen Rau, Krause rc. Dann im Einzelnen ist noch zu bemerken das vortreffliche Buch „Preußen und Frankreich,“ eine Vergleichung der Staatskräfte und Staatsverwaltung beider Länder von Hansemann, ein ausführliches Werk über Staatsschulden von Baumstark, eine Statistik der Bevölkerungen von Biunde.

Diese ganze Literatur hat eigentlich erst angefangen. Ueber Finanzwesen und Nationalökonomie wird wahrscheinlich in den nächsten fünfzig Jahren noch viel mehr und noch viel besser geschrieben werden, als in den letzten fünfzig.

Dies gilt auch von der Literatur, die sich mit polizeilichen Gegenständen, Landesverschönerung, öffentlicher Sittlichkeit und Sicherheit, mit Verbesse-

rung der Strafanstalten, dem öffentlichen Mitleiden und dem Armen- und Krankenwesen beschäftigt. In diesen Dingen sind unsre Fortschritte unverkennbar. Den Holländern gebührt der Ruhm, hier vor etwa zweihundert Jahren die erste Bahn gebrochen zu haben. Die ersten humanen Strafanstalten, Spitäler und Armenhäuser waren in Amsterdam und andern calvinischen und republikanischen Städten zu finden, die lutherischen und monarchischen Städte ahmten erst sehr allmählig diesem Beispiel nach, und die katholischen blieben am längsten zurück. In jüngster Zeit sind auch die Wahnsinnigen, Taubstummen und Blinden unter eine mildere Pflege genommen worden. Man darf hoffen, daß alle diese vereinzelten Bestrebungen der Menschlichkeit bald zu einem systematischen Ganzen vereinigt als eine der ersten Verpflichtungen aller Staaten werden anerkannt werden.

Auch die Landesverschönerungen und die Communicationen machen Fortschritte. Deutschland sieht sich nicht mehr ähnlich. Unzählige, prächtige Straßen durchkreuzen es, Eilposten durchfliegen es. Auf allen größern Strömen und Seen sind Dampfschiffe und jetzt ist man im Begriff, überall auch Eisenbahnen anzulegen. Alleen, öffentliche Gebäude, Rectificationen der Flüsse und Straßen lassen überall das Bestreben nach größerer Pracht und Harmonie im Aeußern nicht verkennen; doch ist dabei der gute Ge-

schmack und überhaupt ein Nationalgeschmack noch nicht durchgedrungen.

Nur noch einige Worte über die militairischen Schriften.

Die eigentliche Kriegswissenschaft entstand erst in der Reformation, als durch Erfindung des Pulvers und regelmäßige Schaarung der Soldtruppen die Belagerungskunst und Taktik der Schlachten sich wesentlich vervollkommneten. Das erste große Werk über Kriegskunst wurde von Fronsberger 1355 zu Ulm verfaßt. Dann folgten mehrere militairische Werke der Jesuiten, die katholischerseits mit protestantischen Reichsstädten in der Kriegskunst wetteiferten, bis der dreißigjährige Krieg diese ersten etwas handwerksmäßigen Versuche verdrängte und einen etwas größern und freiern Styl im Kriegswesen einführte. Nicht mehr einzelne Werkmeister, kunstreiche Bürger oder gelehrte Mathematiker gaben im kleinen Krieg schwierige Belagerungs- und Vertheidigungskünsteleien an, sondern es bildeten sich im Kriege selbst an der Spitze großer Heere große Feldherrn.

Im dreißigjährigen Kriege ging es inzwischen allzu praktisch zu, als daß die Wissenschaft gleich hätte nachkommen können. Die langwierigen Kämpfe auf dem verhältnißmäßig kleinen Schauplatz der Niederlande waren der wissenschaftlichen Behandlung günstiger; hier war auch die Schule des Kriegs für

Ausländer. Im siebzehnten Jahrhundert bemühte sich vorzüglich der Holländer Cohorn um diese Wissenschaft, unter den Deutschen zeichnete sich nur Rimpler aus. Nach dem spanischen Erbfolgekriege, wie immer nach jeder neuen großen Erfahrung, kam auch wieder in die Theorien ein neuer Schwung, und Moritz von Sachsen begründete auch wissenschaftlich eine neue Taktik.

Auf dieselbe Weise folgten auch wieder dem siebenjährigen Kriege neue Theorien. Friedrich der Große schrieb selbst über seine Feldzüge, und noch schulmäßiger setzte sie Tempelhof rc. aus einander.

Hier trat nun zuerst ein Wendepunkt ein. Das preußische System galt zu ausschließlich, herrschte zu tyrannisch und einseitig, als daß sich nicht eine Opposition dagegen hätte erheben müssen. Außer den Stellen in des Pädagogen Salzmann menschenfreundlichem Werke (Karl von Karlsberg), die das Militairwesen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von der sittlichen Seite angriffen, erschienen damals auch „natürliche Dialogen," worin anonym, aber mit beißender Satyre die Mißbräuche dargestellt waren, die aus der Anwendung des preußischen Systems auf kleine Staaten hervorgingen. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß sich die öffentliche Meinung in Romanen, Schauspielen rc. zwar zahm, doch

deutlich genug gegen die Frevel aussprach, die von dem Werbsystem, von dem Verkaufe deutscher Truppen an die englischen Colonien, von dem brutalen Junkerthum der Offiziere, von dem kleinlichen Kamaschendienst, von den Stockprügeln, Spießruthen u. unzertrennlich waren.

Die von dem großen Friedrich eingerichtete preußische Kriegsmaschine entsprach vollkommen seiner Zeit, war aus den ihm zu Gebote stehenden Mitteln geschickt und künstlich zusammengesetzt und belebt von seinem Geist. Als er aber dahin war, stand die Maschine still und paßte nicht mehr in die Zeit. Hörige Bauern unter ihren adeligen Junkern und geworbenes fremdes Gesindel unter strengen Zuchtmeistern waren die Elemente der Armeen Friedrichs; nur seine Größe, sein Ruhm, seine Popularität hielt sie zusammen. Das Jahrhundert rückte inzwischen weiter vor, der Bürgerstand machte sich immer geltender, und mit ihm das Princip der Nationalität, und eine natürliche Macht fing an sich zu bilden, die bald mit der künstlichen der alten Zeit kämpfen sollte.

In der französischen Revolution erhob sich das nationale Bürgerthum und zertrümmerte die alten stehenden Heere geworbener Söldner oder zur Fahne herbeigezwungner Leibeignen. Lange wollte man sich die Ursachen nicht eingestehen, welche diese Wirkungen hervorgebracht hatten. Berenhorst

war der erste, der 1798 ein Werk ausgehen ließ, worin er ausdrücklich auch für Deutschland eine Nationalbewaffnung und eine gänzliche Reform des bisherigen Militairsystems in diesem Sinne verlangte. Ihm folgte wenig Jahre darauf der geniale Heinrich von Bulow, der mit seinem Adlerauge das Feld so gut überschaute, wie Napoleon, aber nur reden, nichts thun konnte und für seine Reden nur den Märtyrertod fand. Noch ist dem großen Bulow, dem Kepler der Kriegswissenschaft, der ihre ewigen Gesetze zuerst klar aussprach; noch ist dem patriotischen Bulow, der in der Zeit der ärgsten Schmach und Noth das einzige, wirksamste Heilmittel und alle die Lehren gab, die man endlich erst lange nach seinem Tode befolgte; noch ist dem von der Dummheit ruchlos geschändeten und gemordeten Bulow kein Ehrendenkmal auf deutschem Grund und Boden gesetzt. Aber er wird es finden, die Folgezeit wird dankbarer seyn und die Wenigen ehren, die in der Zeit der Schande Ehre verdienten.

Bulow zeigte, wie Napoleon siegen, und wie man ihm die Kunst ableinen, wie man ihn durch dieselbe Kunst besiegen müsse. Er zeigte dies zugleich praktisch und erfahrungsmäßig durch seine Kritik der wirklichen Feldzüge, und zugleich theoretisch durch sein mathematisch klares und unwiderlegliches System der Strategie und Taktik. Hierin bewies er, daß

einem Volke, wenn es nur wollte, die Mittel zur Vertheidigung nie fehlen könnten. Er stellte ein untrügliches Vertheidigungssystem auf, genau dasselbe, durch welches 1813 Napoleon wirklich bezwungen wurde, die Lehre von der centrifugalen Defension und Flankenstellung. Aber man hörte ihn vor der Schlacht bei Jena nicht an. Man lachte über den armen Lieutenant, der grauen Feldherrn Lehren geben wollte. Man sperrte ihn, da die Gefahr näher kam und seine Rathschläge dringender wurden, als Raisonneur ein. Die verwirrten Schriften des Herrn von Massenbach über den Feldzug von 1806 sind das beste Zeugniß für Bulow. Da dieser die Nachricht von der großen Niederlage bei Jena erhielt, die er vorausgesagt hatte, rief er aus: „So geht es, wenn man die Feldherrn in den Kerker wirft und Dummköpfe an die Spitzen der Armeen stellt.“ Solche Aeusserungen erbitterten die Dummköpfe nur noch mehr und der arme Bulow mußte es schwer büßen. Alles, die wichtigsten Papiere, die kostbarsten Armeebedürfnisse und Heiligthümer, wie den Degen Friedrichs des Großen, ließ man in Berlin zurück, nur den unglücklichen Bulow vergaß man nicht, sondern schleppte ihn gefangen auf der großen Flucht noch weiter mit fort nach Rußland und sagte dem Pöbel, daß er ein Franzosenfreund sey, und so wurde Bulow mit Koth geworfen, später von Kosaken geplün-

dert und ausgezogen und starb im höchsten Elend. Ich kenne kaum ein schändenderes Brandmal der deutschen Geschichte. Der Undank gegen große Männer kann wohl nicht weiter getrieben werden.

Doch wenn nicht dem Namen, so ist der That nach Bulow bald gerechtfertigt worden. Der edle Scharnhorst adoptirte seine Ideen. Das Junker-, Werb- und Stocksystem hörte auf und eine Nationalbewaffnung wurde vorbereitet, um nach den strategischen und taktischen Grundsätzen des großen Bulow die Schmach von Jena siebenfach zu rächen.

Nach den Kriegen begann eine große Thätigkeit in den Kriegswissenschaften. Es entstanden militärische Journale, die Feldzüge älterer und neuerer Zeiten wurden einer neuen kritischen Prüfung unterworfen, über den Gebrauch jeder einzelnen Waffengattung erschienen besondre Werke, und neben den strategischen und taktischen und technischen Bedingungen wurden auch die politischen, konstitutionellen und ökonomischen des Heerwesens sehr ausführlich erörtert. Erzherzog Carl, die preußischen Generale Clausewitz, Müffling, v. Pfuel rc. lieferten die werthvollsten Beiträgen zur Kriegsgeschichte. Kausler schrieb eine allgemeine Kriegsgeschichte aller Zeiten. Wagner, Theobald, Xylander musterten und verglichen die theoretischen Systeme,

die letztern hauptsächlich vom Standpunkt der Nationalbewaffnung und des constitutionellen Staats aus.

Man will bemerkt haben, daß die gewöhnlichen Uebel der Friedensheere auch dieses letztemal nicht ausgeblieben seyen. Junkerthum der Offiziere, die Quälereien des Kamaschendienstes, eine der Gesundheit schädliche soldatische Putzsucht, Wichtigthunerei mit den geringsten Kleinigkeiten, Zahl der Knöpfe ꝛc. sind es inzwischen dießmal nicht allein, worüber man sich beklagt, sondern vorzüglich auch eine gewisse übertriebene Militärgelehrsamkeit. Man hat Spöttereien gehört über alte Generale, die mit der Mappe unter dem Arm in die Hörsäle gehn, um noch in grauen Haaren zu lernen, über die vielen Brillen junger Offiziere, die vor lauter Studiren und Planzeichnen die Sehkraft für die wirklichen Schlachtfelder verlieren ꝛc.

Im Ganzen aber sind unsre Fortschritte unverkennbar. Wir haben aufs neue großen Kriegsruhm geärndtet und ruhen auf Lorbeern aus. Wir haben eine Nationalbewaffnung, die uns trotz aller im Reich des Möglichen liegender Mißgriffe in der obern Leitung eine unverwüstliche treue Waffe bleibt. Deutschland starrt von Bajonetten und nicht Söldner und Skla-

ven sind es, die sie tragen, sondern das Volk selbst; zwar wunderlich getheilt, doch bald zu vereinigen durch die große Ideen gebärende Gefahr, und dann ein schrecklicher Rächer aller Ungebühr, die dieses edle Volk je höhnte.

Ende des zweiten Theils.

dem sind es, die sie tragen, sondern das Volk selbst; zwar wunderlich getheilt, doch bald zu vereinigen durch die große Idee gedrängter Gefahr, und dann ein schrecklicher Wächter aller Ungeheuer, die einst als Welt je gebäre.

Ende des zweiten Theils.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Menzel, Wolfgang,

Die deutsche Literatur

Bd.: 2

Stuttgart 1836

H.lit.p. 243 m-1/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10733986-0